

7020
atom
vulkan
golconda

3. Teil

3/1961 35 Pf

Um allerlei Tricks geht es bei dieser Tischrunde im „Eichbaum“. Reinhardt und Ludwig lauschen andächtig den prahlerischen Reden des „Schwarzen Janteck“. Doch Reinhardt durchschaut ihn.

„Das ist Diebstahl“

erklärt er seinem Freund. So lautet auch der Titel unseres nächsten Heftes.



KLEINE JUGENDREIHE

Arkadi und Boris Strugazki

Atomvulkan Golkonda

Dritter Teil

VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT
BERLIN 1961

12. Jahrgang, 1. Februarheft

Originaltitel: OpaHa 6apoBi,ix TVI

Deutsch von Willi Berger

Stark gekürzte Fassung

Veröffentlicht 1961 im Verlag Kultur und Fortschritt
Berlin W 8, Taubenstraße 10

Lizenz-Nr. 3 - 285/51/61 • Alle Rechte vorbehalten

Umschlag und Illustrationen: Werner Kuhner

Satz und Druck: VEB Landesdruckerei Sachsen, Dresden

Inhalt der beiden ersten Teile unserer Erzählung

Das Jahr 2000 steht vor der Tür. Die Menschheit lebt bereits im Sozialismus. Auf der Venus wird ein gewaltiger Atomvulkan entdeckt. Wegen seines Reichtums an kostbaren radioaktiven Erzen erhält er den Namen der alten indischen Diamantenstadt Golkonda. Mehrere Weltraumexpeditionen versuchen, die Erzlager zu erkunden, doch den meisten wird die tobende Atmosphäre des Planeten zum Verhängnis. Überlebende berichten von grausigen Orkanen und von glutheißen schwarzen Wüsten; der Geologe Tachmasib fällt einem rätselhaften „roten Ring“ zum Opfer.

Die Wissenschaftler der Welt erkennen, daß es nicht möglich ist, die Venus mit den alten Raumschiffen zu erforschen. Sowjetische Ingenieure konstruieren eine Photonrakete „Chius“ nennen sie dieses neue superschnelle Schiff.

Der Hauptkonstrukteur Krajuchin stellt eine erlesene Mannschaft zusammen. Aus der Wüste Gobi läßt er den jungen Atomfahrzeugingenieur Alexej Petrowitsch Bykow kommen. Dieser soll auf der Venus den „Knaben“ fahren, den Geländewagen der Expedition. Der Auftrag überrascht ihn sehr, denn er hat noch nie an einem Weltraumflug teilgenommen. Alle anderen Expeditionsmitglieder sind erfahrene Astronauten. Zum Kommandanten der „Chius“ bestimmt Krajuchin den Physiker Anatoli Borissowitsch Jermakow, einen wortkargen, strengen Mann, der auf vorangegangenen Expeditionen Frau und Freunde verloren hat. Pilot ist der junge Bogdan Bogdanowitsch Spizyn. Ihm zur Seite steht als Navigator der wohlbeleibte Michail Antonowitsch Krutikow. Außerdem gibt Krajuchin der Expedition zwei Geologen bei: den wagemutigen, ein wenig geckenhaften Wladimir Sergejewitsch Jurkowski und den gutmütigen Letten Grigori Johannowitsch Dauge, der von allen geliebt und vertraulich mit „Johannysch“ angeredet wird. Dauge ist ein alter Freund Bykows, Jurkowski dagegen verträgt sich nicht mit dem Neuling.

Dos Staatliche Komitee für Interplanetaren Verkehr sendet die Expedition zur Venus mit dem Auftrag, den Atomvulkan provisorisch zu erforschen und in seiner Nähe einen Raketenlandeplatz herzurichten, der durch Funkfeuer zu markieren ist.

Nach etwa vier Tagen erreichen die Astronauten den künstlichen Venussatelliten „Ziolkowski“ und vereinbaren mit dessen Besatzung Notsignale und Hilfsmaßnahmen. Trotz heftiger Stürme landet die Photonenrakete unbeschädigt auf dem Planeten. Als die Männer die Luken öffnen, stellen sie fest, daß ihr Schiff im Krater eines Schlammvulkans steht. Krutikow bleibt als Wache zurück, die anderen fünf brechen mit dem „Knaben“ zur Golkonda auf.

Durch einen langen unheimlichen Paß fahren sie auf eine schwarze Wüste hinaus. Rote Wolken jagen über den Himmel, die Erde zittert unter den Ausbrüchen der fernen Golkonda. Eine Windhose erfaßt den „Knaben“, und nur dank Bykows Steuerkunst wird die Maschine nicht zerschmettert. Dann versperrt ein Gewirr zahnähnlicher Felsen den Forschern den Weg. Sie steigen aus, um das Gelände zu erkunden. Jurkowski und Spizyn trennen sich unvorsichtigerweise. Der junge Pilot kehrt nicht zum „Knaben“ zurück. Tagelang suchen ihn die verzweifelten Kameraden, doch er bleibt spurlos verschwunden. Als Spizyns Tod zur Gewißheit geworden ist, gibt Jermakow den Befehl zur Weiterfahrt. Ganz nahe grollt die Golkonda.

An den Ufern des Rauchmeeres

„Wir steigen hier aus.“

„Jawohl, Anatoli Borissowitsch. Kommen Sie, ich helfe Ihnen...“

Bykow kletterte auf die Panzerung und reichte Jermakow die Hand. Dem Kommandanten folgte der finster dreinschauende Dauge. Nur Jurkowski blieb im Wagen; er lag, das Gesicht zur Wand gekehrt, auf den Ballen.

Da war sie, die Golkonda. Einen Kilometer vom „Knaben“

entfernt wogte ein graues Meer aus Rauch und Staub. Es dehnte sich nach beiden Seiten bis zum Horizont, und mitten darin erhob sich, von vielfarbigen Blitzen erhellt, ein gigantischer kohlschwarzer Felsenberg. Er verdeckte den halben Himmel, und sein Gipfel verlor sich in den ungestüm dahinziehenden blutroten Wolken. Ein anhaltendes dumpfes Tosen drang von diesem ungeheuerlichen Krater herüber. Der Boden bebte und glitt wie ein lebendes Wesen unter den Füßen weg.

Aus dem Rauch löste sich ein Feuerball, stieg in die Höhe und zerbarst mit ohrenbetäubendem Krachen. Bykow schaltete sich eilig von der Außenwelt ab.

„Sieht schön aus!“ rief Dauge begeistert. „Ich hole Wladimir.“

„Lassen Sie ihn lieber in Ruhe“, brummte Jermakow mürrisch, aber Dauge war bereits in der Luke verschwunden.

Bykow vermochte es nicht, den Blick von dem riesigen schwarzen Berg zu wenden. Endlich merkte er, daß es gar kein Berg war — es war eine Rauchsäule! Unfaßbar, doch dieses düstere Gebilde bestand tatsächlich aus Dampf, glühenden Gasen und Staubteilchen! Die Entfernung war sehr groß, und nur bei längerem Hinschauen konnte man erkennen, daß die glatten Wände unentwegt aufwärts strebten. Für einen Augenblick packte Bykow ein ieises Schwindelgefühl. Ein unermessliches Rohr schien sich da in den Leib des Planeten gebohrt zu haben und sog nun Hunderttausende von Tonnen Magma und Staub aus ihm heraus und schleuderte alles in die Atmosphäre. Wolken zerkrümelten Gesteins, zu unvorstellbar hohen Temperaturen erhitzt, rasten dort an den „Hängen“ des schwarzen „Berges“ in den niedrigen Himmel...

Bykow faßte sich wieder.

„Welche Richtung schlagen wir ein, Anatoli Borissowitsch?“

• Jermakow saß auf dem Turm und betrachtete die Golkonda durchs Fernglas.

„Das bestimmen die Geologen. Wir werden wohl an der Rauchwand entlangfahren und Bodenproben sammeln. Unterwegs stellen wir eine Karte zusammen. Danach suchen wir einen Platz, der sich zum Landen eignet.“

Die Geologen kletterten aus der Luke. Dauge fuchtelte erregt mit den Armen.

„Aber sieh dir doch das an, Wladimir! Das ist doch eine geologische Naturkatastrophe! Ein Kataklysmus! Kneif mich mal in den Arm! Das ist ja großartig, hol's der Teufel!"

Jurkowski setzte sich apathisch neben den Kommandanten. Dauge sprang hinunter und neigte sich tief über den Boden. Minutenlang betrachtete er den schwarzen Staub, dann stieß er die behandschuhten Hände hinein, schöpfte beide voll und streckte sie Jurkowski entgegen.

„Schau! Pechblendensand . . . Anatoli Borissowitsch, wir fangen gleich hier an . . . Oder?" Er kletterte wieder auf die Panzerung. „Nein, wir fahren weiter. Dorthin!" Er wies auf den Rauchvorhang. „Das ist eine Schatzkammer, versteht ihr? Lager ohnegleichen. . . Vorwärts — schnell, schnell!"

„Gefährlich, Johannytsch", bemerkte Bykow. „Der Teufel weiß, was sich dort tut. . ."

„Gefährlich?" schrie Dauge. „Weshalb sind wir denn hier, du Narr? Und wie werden die arbeiten, die uns folgen? Gefährlich! Ein Stoßtruppunternehmen ist immer gefährlich!"

Vor dem schwarzen „Berg", etwa anderthalb Kilometer vom „Knaben" entfernt, wuchs eine flammendurchzuckte Rauchsäule empor. Ihr oberes Ende blähte sich zu einem zottigen blauen Knäuel, und von neuem schlug den Astronauten ein berstendes Krachen an die Ohren. Der „Knabe" wankte. Bykow verlor das Gleichgewicht, und im Fallen sah er, wie sich der blaue Knäuel von der Rauchsäule losriß und in den brodelnden Wolken untertauchte.

„Hast du es gesehen?" rief Bykow, sich erhebend. „Das ist nicht nur gefährlich, das ist. . ."

„Unbedingt!" Dauge schwang die Fäuste. „Unbedingt müssen wir dorthin! Koste es, was es wolle!"

So begann die „Alltagsarbeit" der Expedition.

Jermakow lehnte es strikt ab, Dauges Bitte zu erfüllen. Der „Knabe", rollte, etwa dreihundert Meter Abstand haltend, an der Rauchwand entlang.

„Ehe wir den Landeplatz nicht eingerichtet haben, gestatte ich es nicht, den Wagen und die Besatzung einer Gefahr auszusetzen, Genossen", gab der Kommandant auf das wiederholte Drängen der Geologen zur Antwort. „Wir haben noch

•

keine unserer Aufgaben erfüllt. Beschränken Sie sich auf Schürfungen am Rande der Golkonda, und suchen Sie eine geeignete Stelle für den Landeplatz. Wenn die Funkfeuer aufgestellt sind und die ‚Chius‘ hierher überführt ist, dann v/erden wir weiter sehen.“

Alle zwei bis drei Kilometer machte der „Knabe“ halt. Jermakow blieb im Wagen, die anderen stiegen aus und gingen auf Erkundung. Dauge und Jurkowski sammelten Bodenproben, hielten Umschau und stellten geophysikalische Geräte auf, die auf dem Rückweg wieder mitgenommen wurden. Bykow trottete in der Regel hinter ihnen her und schleppte sich mit ihrem Werkzeug ab. Er verging beinahe vor Langeweile und wünschte die Geologen mit all ihrem schweren „Kram“ zum Teufel.

Die „Venuszähne“ grenzten hart an das „Rauchmeer“, wie Dauge den grauen Vorhang rings um die Golkonda getauft hatte. Die spitzen Felsen standen einzeln oder in Gruppen, der Boden war von Spalten und Rissen durchfurcht und mit Steinblöcken bedeckt. Dieses Gelände für einen Raketenlandeplatz zu ebnen, war unmöglich. Die Expedition verfügte über zehn Atomminen und etwa zwanzig Granaten. Das reichte bei weitem nicht aus. Nach einer kurzen Beratung sagte Jermakow:

„Die Geologen brennen darauf, ins Rauchmeer zu tauchen. Sie haben recht — vielleicht verbirgt sich das Rätsel des Atomvulkans gerade dort. Aber wir sind die ersten hier und sollen die Golkonda lediglich provisorisch erkunden. Wichtiger ist die Aufgabe, einen Raketenlandeplatz anzulegen, wenn auch nur einen primitiven. Ohne das getan zu haben, gehen wir nicht fort von hier. Doch der Wassermangel setzt uns Termine. Wenn wir innerhalb von zehn Erdentagen auf unserem Wege kein geeignetes Gelände finden, fahren wir zurück und legen den Landeplatz jenseits des Felsenwaldes an.“

Ja, das Wasser war der springende Punkt. Unvorhergesehen viel wurde für die Desaktivierung verbraucht. Jedesmal, wenn die Männer von ihrem Erkundungsgang zurückkehrten, säuberten sie sich gründlich in der Schleusenammer. Klebriger radioaktiver Staub haftete in den Falten der Siliketanzüge,

und um ihn loszuwerden, mußte man sich über eine Viertelstunde unter den Strahlen der Desaktivierungsdusche drehen. Mit einem Handdosimeter kontrollierte Jermakow persönlich die Sauberkeit der Anzüge, und es geschah nicht selten, daß er einen Nachlässigen in die Schleusenkammer zurückschickte. Der Behälter mit der Desaktivierungsflüssigkeit, für vierzig Arbeitstage berechnet, leerte sich rasch. Bald war das Trinkwasser an der Reihe.

Der „Knabe“ rollte an den quirlenden Wogen des Rauchmeeres entlang nach Westen. Am Horizont brüllte unheil-drohend die gewaltige Rauchsäule. Der natürliche Uranmeiler, Hunderte Kilometer im Durchmesser, wurde von unaufhörlichen Explosionen erschüttert. Allaugenblicklich bildeten sich dort winzige Nester von Transuranen. In jedem dieser Nester lief eine ungestüme Kettenreaktion ab — und eine kleine Atombombe mit einem Trinitrotoluoläquivalent von mehreren Dutzend Tonnen kam zur Explosion. Durch den Feldstecher sah man, daß zahllose Blitze die riesige schwarze Säule durch-zuckten.

Einmal löste sich eine schwere schwarze Wolke aus dem Rauch und kroch geradenwegs auf den „Knaben“ zu. Als By-kow in die Luke sprang, bemerkte er, wie die Golkonda in einem blendend blauen Feuerschein aufleuchtete. Im Nu war die Wolke heran. Ein heftiges Trommeln auf die Panzerung setzte ein: Steinbrocken regneten auf den „Knaben“ herab. Die Außentemperatur stieg bis auf vierhundert Grad. Wie bei dem Sturm in der Wüste hüpfen zottige Kugelblitze über den Bildschirm. Dann verzerrte sich das Bild, und der Schirm wurde blind. Jermakow hielt die Maschine an. Alle saßen reglos auf ihren Plätzen und lauschten den Außengeräuschen, dem Ticken der Strahlungsmesser und dem Pochen des eigenen Herzens. Die Wolke wälzte sich von dannen. Die Männer kletterten hinaus und sahen sie über dem Felsenwald davon-kriecheri.

„So entsteht der schwarze Sturm“, sagte Jurkowski nachdenklich.

Die Golkonda atmete. Bisweilen brachen unsichtbare Strahlungswirbel über den „Knaben“ herein. Die Signallämpchen

glühten hell auf, scheppernd tickten die Zähler. Die Astronauten trafen alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln und verstärkten den Schutz an den Spezialanzügen. Jermakow gab jedem täglich eine Spritze mit Aradiatin — einem Präparat, das die Entwicklung der Strahlenkrankheit eindämmte. Die Geologen arbeiteten hinter schweren für die Strahlung undurchlässigen Schilden. Und dennoch machten sich bei allen Besatzungsmitgliedern die ersten Anzeichen der Krankheit bemerkbar — Blutarmut und Appetitlosigkeit. Die Männer waren träge und gereizt.

Indessen lieferte die geologische Erkundung glänzende Resultate. Die Golkonda machte ihrem Namen alle Ehre — sie erwies sich als eine Lagerstätte unermeßlicher Reichtümer. Uran, Thorium, Radium, die Transurane Plutonium, Kalifornium, Amerizium und Curium — Elemente, die auf der Erde mit Hilfe unerhört komplizierter Anlagen und gewaltiger Energien nur in geringen Mengen produziert wurden —, diese Elemente lagen hier direkt vor den Füßen und konnten ohne besonderen Aufwand tonnenweise gewonnen werden. Dauge johlte vor Begeisterung, und sogar Jurkowski, der im allgemeinen finster und verschlossen war, summete bei der Arbeit bisweilen ein Liedchen vor sich hin. Denn diese Arbeit brachte Entdeckung auf Entdeckung, und diese Entdeckungen konnten nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie bedeuteten einen umwälzenden Fortschritt in der Energetik, in der Technik, Industrie und Medizin. Eine Erde, von Pol zu Pol mit ewigrünen Wäldern bedeckt und in einem Lichtermeer erstrahlend; gesunde, starke Menschen, die keine Krankheiten mehr kennen; Überfluß an Verbrauchsgütern, ein reiches, glückliches Leben — all das schwebte den Männern von der „Chius“ vor. Der schwarze Sand der Golkonda würde diesen Aufschwung entscheidend fördern. Unter dem blutroten Himmel der Venus, verloren inmitten endloser schwarzer Wüsten, schritt das kleine Häuflein Menschen durch Mühsal und Gefahren, durch Schmerz und Tod einem großen Sieg entgegen . . .

Bald fiel Bykow auf, daß der Kommandant alle vierundzwanzig Stunden Punkt zwanzig Uhr — die Raumfahrer be-

dienten sich der irdischen Zeitrechnung — in den Kommandoturm stieg und durch den weitwinkligen Entfernungsmesser lange nach Süden blickte, als warte er auf irgendein Signal. Bykow konnte nicht begreifen, warum Jermakow das tat, wagte aber nicht, ihn danach zu fragen.

Bei Dauge machte sich ein starker Haarausfall bemerkbar. Nach dem Schlaf, wenn er sich kämmte, blieben ganze Strähnen im Kamm hängen. Er magerte zusehends ab und fühlte sich matt und elend, nur seine Augen glommen un-nachgiebig. Oft hatte er eine Temperatur von neununddreißig Grad.

„Eine Grippe? Zum Totlachen! Da habe ich doch Zug abgekriegt und bin gar nicht aus dem Spezialanzug gestiegen!“ staunte Johannysch, das Fieberthermometer betrachtend. „Das ist doch Grippe! Nicht wahr, Anatoli Borissowitsch?“

Jermakow schüttelte nur den Kopf. Auch er war nicht auf dem Posten — der verstauchte Fuß machte ihm zu schaffen. Jurkowski litt an Geschwüren.

Bykow fühlte sich besser als die anderen, merkte jedoch auf einmal, daß seine Sehkraft nachzulassen begann. Er wurde immer kurzsichtiger. Jermakow untersuchte ihn gründlich, träufelte ihm je einen Tropfen öliger Flüssigkeit in die Augen und ordnete eine besondere Diät an.

Trotz der starken Radioaktivität des Bodens, trotz der Temperatur, die fast hundert Grad erreichte, gab es hier offenbar Lebewesen.

Während eines Erkundungsganges war Bykow ein wenig hinter den Geologen zurückgeblieben: Er betrachtete die Körnchen eines schönen, silbrig schimmernden Metalls an den Bruchflächen einiger geborstener Steinblöcke. Plötzlich vernahm er entfernte Schreie.

Blitzschnell entsicherte er die Maschinenpistole und stürzte, im Laufen nach der Granate tastend, in Richtung der Rufe. Die Geologen kamen ihm bereits entgegengerannt. Dauge schwang aufgeregt seine Waffe und zog Jurkowski, der sich immerfort umblickte, am Gürtel hinter sich her. Wenige Sekunden später standen sie vor Bykow, und Dauge erzählte mit stockender Stimme:

„Na, so eine Satansbrut! Verfluchtes Reptil! Hast du es gesehen, Wolodja? Stell dir vor, Alexej, direkt aus dem Fels kam ein fünf Meter langer Hals mit einem weit aufgerissenen Schnabel hervorgeschnellt. . . Ich griff nach der Maschinenpistole . . . Hast du es gesehen, Wolodja?“

„Hab überhaupt nichts gesehen“, knurrte Jurkowski und rückte finster den Gesteinsbeutel auf der Schulter zurecht. „Du hast aufgeschrien, einen Strahlstoß abgeben und das Hasenpanier ergriffen. Und hast auch mich mitgeschleift. . . Nichts habe ich gesehen“. . .“

Eine Weile standen sie da und ließen die Blicke über die schwarzen Felsen schweifen.

„Am meisten hat mich frappiert, daß dieses gräßliche Wesen direkt aus dem Stein herauskroch“, sagte Dauge, nachdem er sich etwas beruhigt hatte.

„Das kam dir bloß so vor.“ Jurkowski machte eine wegwerfende Handbewegung. „Das Tierchen wird schön brav vor dem Felsen gelegen haben, und als es sah, daß ihm der gute Dauge in seiner Zerstretheit gleich auf den Kopf treten würde, na, da hat es eben vorbeugen wollen . . .“

„Blöde Scherze!“ Johannytsh wurde ärgerlich. „Gehen wir lieber hin und schauen wir nach, was es gewesen ist. . . Hast du eine Granate mit, Alexej?“

„Eine Granate habe ich, aber ich glaube, hinzugehen hat keinen Zweck.“

„Warum nicht? Sollten wir zu dritt mit dem Scheusal nicht fertig werden? Ich hab es ja getroffen, Ehrenwort! Nicht wahr, Wolodja?“

Jurkowski stand unschlüssig da und knipste abwesend an der Sicherung seiner Maschinenpistole. Bykow sagte in bittem Tonfall:

„Es lohnt nicht, Kameraden. Irgendwie gefallen mir diese Felsen nicht. Besser, wir fahren mit dem ‚Knaben‘ her. . .“

„Komm, Dauge“, sagte Jurkowski plötzlich. „Wenn du es getötet hast, ist es mächtig interessant. Unsere Biologen werden vor Freude Kobolz schießen. . . Bykow kann ja zum ‚Knaben‘ zurückkehren.“

Der Ingenieur wollte einwenden, daß nur er hier das Kora-

mando habe, beschloß aber, nachzugeben: Vielleicht war es wirklich ein Fund von großem wissenschaftlichem Wert.

Sie gingen nahe beieinander und spähten lauernd nach allen Seiten. Bykow hielt die Granate wurfbereit.

„Hier“, sagte Dauge.

Er trat an den Fels, klopfte mit dem Hammer dagegen, bückte sich, hob ein Steinchen auf und steckte es in seinen Beutel.

„Nach allem zu urteilen, hast du dein Ziel verfehlt, mein Lieber“, sagte Jurkowski boshaft. „Gehen wir zurück, es ist Zeit zum Mittagessen.“

Bykow hielt Umschau. Ringsum Felsen, Steinblöcke, Sand, Geröll. An dem Felsen vor ihnen waren in einer Höhe von drei bis vier Metern eingebrannte Streifen zu sehen — Spuren der Strahlschüsse.

„Ja, ich habe es verfehlt.“ Johannysch seufzte. „Schade! Es wäre ein wundervolles Exponat für unser Museum gewesen.“

Auf dem Rückweg machte sich Jurkowski über Dauge lustig und nannte ihn einen „Drachenbändiger“. Am Mittagstisch wurde ungewöhnlich viel geredet, zum ersten Mal seit Tagen. Beim Anblick des fröhlich lachenden Johannyschs mußte Bykow unwillkürlich denken, wie doch das Böse bisweilen auch Gutes mit sich bringe. In der letzten Zeit hatte eine krankhafte Spannung zwischen den Männern geherrscht. Das Abenteuer der Geologen löste diesen Krampf und söhnte alle wieder miteinander aus. Jurkowski äußerte sich sogar durchaus freundschaftlich über Bykow. Allerdings bemerkte Jermakow nach dem Mittagessen, daß der kleine Trupp während des letzten Zwischenfalls sehr wenig umsichtig gehandelt habe. Jurkowski scharf ins Auge fassend, unterstrich der Kommandant wie nebenbei, daß die ganze Verantwortung für die Sicherheit des Erkundungstrupps ausschließlich auf Bykow ruhe. Daraufhin sagte Johannysch breit lächelnd: „Natürlich!“, während Jurkowski ein finsternes Gesicht machte.

Eine Stunde später, als Bykow den Wagen steuerte und Jermakow über seinen Notizen saß, sagte Dauge plötzlich in lautem Flüsterton:

„Guck mal, Wolodja! Das nenn ich mir einen Fund!“

„Mensch, Johannysch!“ erwiderte Jurkowski nach kurzem Schweigen. „Das ist ja eine Sensation! Wo hast du denn das gefunden?“

„An dem Felsen, wo sich der Drache etabliert hatte. Der Stein sieht ziemlich unscheinbar aus, doch seine Form hat mich überrascht!“

„Ein Trilobit . . . Ein Trilobit, wie er im Buche steht!“

„Ein Trilobit auf der Venus?“ ertönte die ungläubige Stimme Jermakows. „Sind Sie sich dessen ganz sicher, Wladimir Sergejewitsch?“

„Nun, genau gesagt, ein richtiger Trilobit ist es nicht“, erklärte Dauge. „Die Unterschiede sind sogar mit bloßem Auge zu erkennen, doch die Ähnlichkeit ist verblüffend. Und schon die Tatsache an sich — Versteinerungen auf der Venus! Soviel ich weiß, sind noch nie auf anderen Planeten Versteinerungen entdeckt worden.“

Der seltene Fund ging von Hand zu Hand. Auch Bykow bewunderte ihn. Es war ein kleiner grauer Stein, der die Form eines großköpfligen länglichen Insekts mit zahlreichen gekrümmten Beinchen hatte. Dauge erklärte, daß dieser Vielfüßer Hunderte. Millionen Jahre im Boden gelegen habe und versteinert sei und daß man auf der Erde häufig versteinerte Lebewesen finde, die diesem ähnelten. Man nenne sie Trilobiten.

Der „Knabe“ rollte eilig westwärts auf der Suche nach einem Landeplatz. Und von neuem zeigten sich die geheimnisvollen Wesen, die diese Gegend bewohnten. Dauge, der während eines Aufenthaltes als erster aus der Luke kletterte, wich mit einem Schrei des Entsetzens zurück: Er hatte eine riesige Schlange unter den Gleisketten des „Knaben“ hervorkriechen sehen. Bykow drehte den Wagen auf der Stelle und wühlte eine gewaltige Kuhle in den Sand, doch das Ungeheuer hatte sich offenbar noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Jermakow befahl dem Erkundungstrupp, die Vorsicht zu verdoppeln, und Bykow wich keinen Schritt von den Geologen. Er nahm vier Granaten mit und trug die Maschinenpistole unter der Achselhöhle, stets bereit, sie einzusetzen. Doch die Tage vergingen, und die „Drachen“ blieben aus. Die Spannung ebte allmählich ab.

Bykow bemerkte, daß die Geologen ruhiger geworden waren und ihre Stimmung sich gebessert hatte. Bisweilen geschah es,- daß sie sich balgten und aus vollem Halse lachten; sie witzelten freundschaftlich über Bykow und gebärdeten sich so, als wollten sie heimlich zum Rauchmeer gehen. Bykow wurde böse und schrie sie an, doch im Grund seines Herzens spürte er eine freudige Erleichterung. Endlich war nach dem Verschwinden Bogdans alles wieder ins Lot gekommen.

Beim „Abendbrottisch“, nach einem zehnstündigen Arbeitstag, sprachen Dauge und Jurkowski begeistert von künftigen Expeditionen zum Schlund der Golkonda und stritten über die Entstehung dieses gigantischen Kraters. Unvermittelt sprangen sie auf die neuesten Probleme der Planetologie über. Jurkowski drückte die Fäuste an die Brust und schwor, daß er nach Erkundung der Golkonda eine Expedition zum Jupiter erzwingen werde. Dauge hielt ihm zornig entgegen, daß der Jupiter nichts weiter sei als eine riesige Wasserstoffblase, daß ein Geologe dort nichts zu suchen habe und daß der Jupiter überhaupt noch nicht zu knacken sei, nicht einmal mit der Photonenrakete. Jurkowski schnaufte verächtlich und begann an den Fingern seine Argumente aufzuzählen: „Erstens... Zweitens . . . Drittens . . .“

Bykow hörte ihnen im Halbschlaf zu. Ein wohliges Gefühl hielt ihn umfassen. Alle waren wieder gute Kameraden, jeder steckte voller Träume und Energien, der Erfolg der Expedition schien nahe und sicher.

Ein unerwarteter Vorfall warf alles wieder über den Haufen.

Bykow und Dauge begaben sich auf Erkundungsgang. Jurkowski blieb zurück, um das Material zu sichten und das Konzept für den Bericht über die bisher geleistete Forschungsarbeit zu schreiben.

Nur ungerne hatte sich Bykow zu diesem Marsch bereit gefunden.- Eine Begegnung mit dem „Drachen“ lockte ihn ohnehin nicht sonderlich, und zu zweit würden sie es noch schwerer* haben, sich zu verteidigen. Von heftigen Kopfschmerzen geplagt, stapfte er hinter dem rüstig ausschreitenden Dauge her und versuchte krampfhaft, die schwere Last auf beide Schultern gleichmäßig zu verteilen. Ob die Geologen noch

lange ihre Klamotten in den Wagen schleppen werden? dachte er ärgerlich. Wir haben auch so schon keinen Platz zum Schlafen! Die Augen brannten. Ringsum schwankten die Felsen und Steinhäufen, im Norden wallte der Rauehvorhang, die Golkonda rumorte. All das hatte er bis zum Überdruß satt. Am liebsten hätte er sich auf der Stelle niedergelegt und die Augen geschlossen.

„Da ist es ja schon wieder!“ Dauges Stimme riß ihn aus seiner Erschlaffung. „Diese Bodenbildungen gefallen mir ganz und gar nicht!“

Sie standen am Rand eines breiten Trichters. In seiner Tiefe gähnte ein bodenloses Loch, von dem nach allen Seiten lange Risse liefen.

„Sieh mal, wie glasig der Trichterrand ist“, sagte Dauge. **i, Eine** furchtbare Temperatur muß hier geherrscht haben.“

„Unterirdische Explosion?“ Bykow fühlte, daß ihm die Zunge nicht gehorchen wollte. Schlimm, dachte er, ich werde **krank**.

„Eine unterirdische Atomexplosion. . .“ Dauge setzte im Flüsterton etwas auf lettisch hinzu. „Mir gefallen diese Löcher absolut nicht. Auch die Bodenfärbung gefällt mir nicht.“

Das ganze Gelände ringsum hatte einen roten Anflug.

„Hier ist alles rot — rot und schwarz. Komm, Johannyttsch, **ich bin** sehr müde.“

Sie machten einige Schritte, und da schrie Dauge gellend **auf**. Bykow blieb erschrocken stehen, drehte sich ein paar mal um sich selbst und murmelte:

„Was? Wo?“

„Eine Granate! Eine Granate, Alexej“ rief Dauge, ihn heftig an **der** Schulter rüttelnd. „Schnell!“

Bykow packte die Granate, wußte aber nicht, wohin er sie **werfen** sollte. Dauge riß die Maschinenpistole herum und **fuert** kopflos in die Felsen. Der zischende Strahl hinterließ **lange** schwarze Streifen an dem rissigen Gestein.

„**Ein** Örache!“ schrie Dauge. „So wirf doch die Granate!“

Er drückte immer wieder auf den Abzug, die Maschinenpistole auf ein Ziel gerichtet, das etwa zehn Meter entfernt **liegen** mußte.

Aber Bykow sah dort nichts als Steine.
„Johannytsch“, flüsterte er. „Lieber, guter Johannytsch . . .
Was ist mit dir?“

Dauge ließ endlich die Waffe sinken.

„Fort“, sagte er mit tonloser Stimme. „Er ist fort . . . Warum hast du ihn nicht mit der Granate erledigt?“

Bykow schaute sich zum letzten Mal um. Gern hätte er etwas bemerkt, doch es war beim besten Willen nichts zu sehen.

„Johannytsch, komm . . . komm,- Bruderherz . . .“

Sie gingen langsam zurück. Dauge wankte merklich und redete ununterbrochen, wobei er russische und lettische Worte durcheinandermischte.

Vor dem „Knaben“ standen die Kameraden und warteten bereits auf sie.

„Was ist geschehen?“ fragte Jermakow.

„Überaus seltsame Tiere“, erzählte Dauge verworren. „Riesige Tiere . . . Schwarz, fast zehn Meter lang . . . Warum hast du die Granate nicht geworfen, Alexej?“

Die Freunde halfen Dauge durch die Luke und nahmen ihm den Helm ab. Seine Stirn war schweißnaß, sein Blick irrte unbeständig umher.

„Aber warum sind sie bloß durchsichtig?“ fragte er bekümmert und fiel auf die Kissen.

Er schlief sofort ein. Jermakow hörte sich Bykows Bericht an und schwieg lange. Dann fragte er:

„Sind Sie davon überzeugt, daß Sie kein Tier gesehen haben, Alexej Petrowitsch?“

„Ich habe nichts gesehen“, antwortete Bykow bestimmt.

„Schlimm . . .“, murmelte Jurkowski, an den Lippen nagend.

Jermakow hinkte durch die Kabine, nahm die Kiste mit den medizinischen Geräten und setzte sich neben den Schlafenden. Jurkowski ließ sich ebenfalls vor dem Lager nieder. Bykow hörte ein leises Knistern, Ozongeruch füllte die Kabine. Dauge wimmerte kläglich.

„Schon gut, schon gut, Johannytsch“, sagte Jurkowski sanft. Der Kommandant erhob sich.

„Dauge ist krank“, sagte er. „Ich muß . . .“

Jurkowski hob erwartungsvoll den Kopf.

„ . . . ich muß dabei an Tachmasib denken“, schloß Jermakow mit rauher Stimme. „Die gleichen Symptome. Halluzinationen . . .“

Als sich der „Knabe“ in Bewegung setzte, erwachte Dauge, richtete sich hoch, strich seinen Haarwirbel glatt und sagte ruhig:

„Wir fahren, scheint's?“

Bykow, der neben ihm schlummerte, schreckte auf. Dauge blickte ihn lächelnd an.

„Bleib doch liegen, Aljoscha! Verzeih, daß ich dich geweckt habe . . .“

Jurkowski starrte sie von seinem Tischchen her an. Staunen und Freude malten sich auf seinem Gesicht. Jermakow brachte den „Knaben“ zum Stehen, rieb sich kräftig die Wangen und sagte erleichtert:

„Scheint vorüber zu sein . . .“

Geburtstag

Es war windstill. Den zweiten Tag schon fiel schwarzer Staub vom Himmel. Er wirbelte sacht umher und legte sich auf die weite wellige Ebene, an deren Rand der „Knabe“ stand.

Welch ein Glück, Welch ein unbeschreibliches Glück! Sie hatten einen tadellosen natürlichen Raketenlandeplatz gefunden, etwa zweitausend Quadratkilometer groß und durchaus eben, wenn man die zwei Felsengruppen in der Mitte nicht in Betracht zog. Bis zur Golkonda waren es nur vierzig Kilometer, und der Boden erwies sich als genügend radioaktiv, um die Selen-Zerium-Batterien — die Energiequellen der Funkfeuer — zu speisen.

Mit Hilfe der Geologen hatte Bykow in der nördlichen Felsengruppe zwei Minen gelegt: Die Explosion sollte die Steinsäulen aus dem Boden reißen und zu Staub zerpulvern. Die andere, südliche Gruppe ließ sich besser „von oben“ sprengen. Die Mine, auf dem Gipfel einer der Säulen angebracht, sollte die ganze Gruppe „in Grund und Boden stampfen“ — wie sich Dauge ausdrückte.

„Auf welche Welle einstellen?“ rief Jurkowski. Er saß auf dem Gipfel des Felsens, auf den soeben mit großer Mühe die Mine hochgezogen worden war.

„Index acht“, gab Bykow, den Kopf in den Nacken werfend,, zurück.

„Aha, gut. . .“ Durch die Schleier des schwarzen Gestöbers hob sich Jurkowskis Silhouette deutlich gegen die roten Wolken ab; sie bewegte sich. „Fertig... Jetzt ist wohl alles in Ordnung, was?“

„Steigen Sie herunter!“ rief Bykow.

„Interessant, was für ein Gesicht du ziehen wirst, wenn die Felsen standhalten“, bemerkte Johannysch, der neben Bykow auf dem Kommandoturm des „Knaben“ saß.

„Keine Sorge, sie werden nicht standhalten“, antwortete der Ingenieur zerstreut; mit Bangen folgte er den halbsbrecherischen Bewegungen Jurkowskis, der die steile, fast senkrechte Wand herunterkroch. „Zum Kuckuck, warum benutzt er nicht die Trosse? Es ist doch eine da. Aber nein! Immer will er mit seinen Bravourstückchen glänzen . . . Na, was hat er? Nicht vorwärts und nicht rückwärts?“

Jurkowski befand sich in einer Höhe von sechs bis sieben Metern. Reglos klebte er an dem schwarzen Gestein, und nur seine unnatürliche Körperhaltung und der keuchende Atem verrieten die furchtbare Muskelanspannung. Plötzlich glitt er wie ein Stein herab. Bykow schloß unwillkürlich die Augen, und als er sie wieder öffnete, hing der Geologe drei Meter tiefer an den Händen, er hatte sich an eine von unten unsichtbare Zacke gökrallt.

„Wolodja . . .!“ Johannysch sprang vom Wagen und lief zu dem Felsen.

Jurkowski ließ sich fallen. Er fiel klassisch, nach allen Regeln der Springkunst, federte mit den Beinen ab und kippte auf die Seite. Bykow eilte hinzu, und Zorn übermannte ihn.

„Was sind das für Bubenstreiche, Genosse Jurkowski?“ brüllte er los. „Wie konnten Sie es wagen, so Ihr Leben aufs Spiel zu setzen? Gehen Sie sofort zum Kommandanten und erstatten Sie Meldung!“

„Aber was haben Sie denn, Alexej Petrowitsch?“ Jur-



kowski sprang flink auf die Beine und schüttelte sieh, als wolle er prüfen, ob seine Glieder noch heil wären. Seine Stimme hatte einen demütigen Klang. „Drei, vier Meter, das ist doch nicht der Rede wert! Überlegen Sie selbst...“

Doch Bykow tobte.

„Sie hätten sehr gut auch die Trosse benutzen können! Sie haben sich wie ein dummer Junge benommen!“

„Hör doch auf, Alexej!“ Dauge legte den Arm um Jurkowskis Schultern. „Natürlich, ein dummer Junge! Aber was willst du mit ihm machen — er ist und bleibt ein Tollkopf.“

„Tollkopf . . . Und wenn er sich den Hals gebrochen hätte, was dann?“

„Ich sehe meine Schuld ein, Alexej Petrowitsch“, sagte Jurkowski plötzlich, und Bykows Zorn verrauchte sofort.

„Melden Sie es dem Kommandanten“, knurrte er und trat zum Felsen, um die Trosse einzuholen.

Jermakow steuerte den Wagen nach Süden und brachte ihn erst dicht vor der „Zahnbarriere“ zum Stehen. Die der Vernichtung preisgegebenen Felsen waren hinter dem schwarzen Gestöber verschwunden.

Bykow erfaßte den Hebel des Fernsprengeräts und legte ihn um.

Der Bildschirm erstrahlte in grellweißem Licht und wurde sogleich wieder dunkel. In der Ferne stiegen langsam drei feurigrote Rauchsäulen hoch und zogen sich zu pilzartigen Gebilden auseinander. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag fegte über dem „Knaben“ hinweg.

Am selben Tage hörte das schwarze Gestöber auf, und plötzlich brach undurchdringliche Finsternis über die Wüste herein. Nur der Sand phosphoreszierte leicht, und aus den Spalten stieg blauschimmernder Rauch und zog in langen Fahnen dahin.

Bykow und die Geologen begannen mit der Aufstellung der Funkfeuer. Sie arbeiteten im Licht der an den Helmen befestigten Lampen oder in den Scheinwerferkegeln des „Knaben“. Besonders anstrengend und zeitraubend war das Verlegen der gewaltigen Selen-Zerium-Bahnen. Der feste dünne Stoff, zu schweren Rollen gewickelt, mußte ausgepackt,

aus dem Wagen gehoben und auf Hunderten von Quadratmetern ausgebreitet, festgepflockt und mit Sand angeschüttet werden. „Abends“ sanken die Männer, kaum daß sie ein paar Happen gegessen hatten, in tiefen Schlaf.

Jermakow konnte fast gar nicht gehen; er saß viele Stunden im Wagen, hielt die Verbindung mit der „Chius“ aufrecht, führte das Tagebuch und arbeitete an der Karte von der Umgebung der Golkonda. Des öfteren betastete er die schlaff gewordenen Wasserschläuche und rechnete im stillen vor sich hin. Alle vierundzwanzig Stunden, genau neunzehn Uhr fünf- und fünfzig irdischer Zeit, löschte er das Licht im Wagen, schleppte sich in den Kommandoturm, preßte die Augen an die Okulare und blickte lange nach Süden. Wenn das Verlegen der „Decke“ um den jeweiligen Sender abgeschlossen war, stieg er mit Bykows Hilfe hinaus, überprüfte die Anlage und setzte sie eigenhändig in Betrieb. *

Der Gesundheitszustand der Besatzung verschlechterte sich zusehends. Jeder war bemüht, sein Leiden zu verbergen, doch es gelang nicht immer. Wenn Bykow nachts, von Augenschmerzen geplagt, erwachte, sah er manchmal, wie Jermakow seinen entblößten geschwollenen Knöchel befühlte und leise stöhnte. Jurkowski verband heimlich seine Geschwüre an Armen und Beinen. Mit Dauge stand es besonders schlecht. Eine heimtückische unbekannte Krankheit zehrte an ihm. Er war abgemagert und hatte ständig eine hohe Temperatur. Jermakow tat, was er konnte, er gab Dauge Beruhigungsmittel, wandte die Elektrotherapie an, doch alles half wenig. Die Krankheit verschlimmerte sich und rief bisweilen seltsame Wahnzustände hervor, wobei der Geologe schreiend vor eingebildeten Drachen flüchtete. In solchen Augenblicken erkannte er keinen seiner Kameraden, und wenn er zu sich kam, konnte er sich an nichts mehr erinnern.

Die Aufstellung des zweiten Senders näherte sich ihrem Ende, als Bykow für ein paar Minuten in den Wagen kletterte, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen und ein wenig zu verschnauften. Mit sorgenvollem Gesicht hantierte Jermakow am Funkgerät. Bykow sah ihm eine Weile zu und fragte dann vorsichtig:

„Ernste Störungen?“

Jermakow zuckte zusammen und wandte sich um.

„Ah, Sie sind es, Alexej Petrowitsch ... Ja, die Verbindung mit der ‚Chius‘ ist abgerissen. Und auf ziemlich eigenartige Weise.“

Etwas im Ton des Kommandanten ließ Bykow aufmerken, und er blickte ihn abwartend an. Jermakow fragte:

„Haben Sie noch viel zu tun?“

„Nein, zwei Stunden Arbeit, nicht mehr.“

„Gut.“ Der Kommandant sah auf die Armbanduhr. „Haben Sie in den letzten Tagen ein Aufleuchten am südlichen Himmel gesehen, Alexej Petrowitsch?“ fragte er leichthin.

„Am südlichen Himmel? In Richtung der ‚Chius‘? Nein, Anatoli Borissowitsch. Im Süden, über dem Sumpfbereich, hat es bis jetzt noch kein Wetterleuchten gegeben.“

„Jaja, Sie haben recht.“ Jermakow sprach wieder in seinem gewohnten Ton. „Schließen Sie die Arbeit ab, und dann — schlafen! Es ist nicht mehr viel, was uns zu tun übrigbleibt.“

Als Bykow in der Nacht erwachte, sah er Jermakow am Funkapparat sitzen. Die „Chius“ schwieg. Sie schwieg die ganze Nacht und den ganzen darauffolgenden Tag.

Die Aufstellung des dritten, letzten Senders ging rasch vonstatten; dazu wurden etwa zehn Stunden benötigt. Mit Bykows Hilfe kletterte Jermakow aus dem „Knaben“, schritt hinkend über die feste, mit Sand und Splitt beschwerte Selen-Zerium-Bahn und schaltete die Anlage ein.

Die Astronauten standen schweigend vor dem matt glänzenden Sendetürmchen. Ringsum hatte sich nichts verändert. Dort, wo die Golkonda rumorte, glühte nach wie vor blutrot der Himmel. Der Boden unter den Füßen zitterte. Aber der unsichtbare Funkstrahl hatte seinen ungestümen Rundlauf begonnen — vom Horizont zum Zenit, vom Zenit zum Horizont —, als würde er immer von neuem eine riesige Spirale. ..

Das Werk ist getan. Der „Knabe“ wird abfahren, die „Chius“ von dem großen Moor aufsteigen und zur Erde zurückkehren. Und dann wird der Himmel viele, viele Male in blendendem Licht erstrahlen: Dutzende von Raumschiffen werden landen und wieder starten, aber die drei festen, unscheinbaren Türm-

chen werden beharrlich ihre Rufzeichen in den Äther senden: „Hier ist der Landeplatz, hier ist die Golkonda, hier ist euer Ziel, ihr ruhelosen Wanderer des Kosmos!“

„Also. . . Der Flughafen ‚Urangolkonda Nummer eins‘ ist fertig zum Empfang der ersten Raumschiffe“, sagte Jermakow mit seiner hohen schneidenden Stimme. „Siebzehn Uhr fünf- undvierzig, sechzehnter September neunzehnhundertund. . .“ Dann hob er die Hand und verkündete feierlich: „Wir, die Besatzung des sowjetischen Raumschiffes ‚Chius‘, erklären hiermit im Namen der Union der Kommunistischen Sowjetrepubliken die Urangojkonda mit allen ihren Bodenschätzen zum Eigentum der gesamten Menschheit!“

Bykow trat zu dem Sender und befestigte an der Sechskantstange die sowjetische Flagge. Der Wind erfaßte und entfaltete das rote in der purpurnen Dämmerung fast schwarz erscheinende Banner mit dem goldenen Stern und dem alten vertrauten Emblem Hammer und Sichel.

„Hurra!“ rief Jurkowski, und Dauge klatschte begeistert Beifall.

Damit war die feierliche Zeremonie beendet.

In die Kabine zurückgekehrt, setzte sich Jermakow sogleich wieder ans Funkgerät. Jurkowski nahm den Helm ab, gähnte herzhaft und ließ sich auf sein Lager fallen.

„Nun, Johannysch, womit wirst du uns bewirten?“ fragte er.

Und da entsann sich Bykow, daß ja gerade Dauges Geburtstag war. Schon während der Aufstellung des ersten Funkfeuers hatte Johannysch die Kameraden feierlich eingeladen, „dieses bedeutsame Ereignis bei Speise und Trank sowie entsprechenden Tischreden gebührend zu begehen“. Er hatte die Einladung sogar in einen Vers gekleidet:

„Zum Abend, der gegeben wird zu meinen Ehren,
lad ich euch alle herzlich ein.

Ich bitte euch aus diesem Anlaß:

Zieht euch schön an und wascht euch fein.“

Bykow lachte.

„Na, wo sind denn die versprochenen leiblichen Genüsse, Johannysch?“ fragte er, Jurkowski beispringend.

Dauge wühlte hastig in seinem Rucksack. Er halte eine in

Papier gewickelte Flasche, zwei Dosen Rollmops und ein großes Stück geräucherten lettischen Speck hervor. All diese leckeren Dinge gehörten nicht zu der üblichen Verpflegung der Astronauten. Dauge hatte es fertiggebracht, sie hindurchzuschmuggeln. Bykow breitete eine Serviette über das Tischchen und holte aus dem Büfett Gläser, Bestecke und Brot. Jurkowski grunzte, bemerkte: „Nicht übel“ und rutschte näher an die improvisierte "Geburtstagstafel. Die Kabine des Panzerwagens erlangte sofort ein festliches Gepräge. Dauge wickelte die Flasche aus und stellte sie mitten auf den Tisch. Jurkowski kämmte sich sorgfältig, und Bykow band sich einen Schlips über den Spezialanzug, womit er das Geburtstagskind in freudiges Staunen versetzte.

Während dieser vielversprechenden Vorbereitungen saß Jermakow am Funkgerät. Im Lautsprecher piff und kreischte es, Michail Antonowitsch antwortete nicht.

Jermakow schaltete die Anlage aus, zog müde den Helm ab und hängte ihn an die Wand. Sein Gesicht war ungewöhnlich ernst.

„Genossen, ich bitte Sie, gehen Sie jetzt schlafen . . .“ Jermakow stutzte und zog erstaunt die Brauen hoch. „Nanu, was soll denn das heißen?“

„Zum Abend, der gegeben wird zu meinen Ehren . . .“, begann Dauge völlig entmutigt. „Anatoli Borissowitsch, heute ist ja ein Feiertag, im gewissen Sinne — die Vollendung . . .“

„Er hat heute Geburtstag, Anatoli Borissowitsch!“ rief Jurkowski fröhlich; er hatte gerade die Flasche zwischen die Knie geklemmt, um sie zu entkorken. „Trinken wir doch alle einen Schluck auf sein Wohl und plaudern wir ein wenig.“

Jermakow sah den Geologen an, dann wanderte sein Blick zu dem verwirrt dreinschauenden Johannysch, dem wackeren Bykow — eilig verdeckte dieser mit der Hand den dummen Schlips —, und ein warmes Leuchten trat in seine Augen.

„Meinetwegen“, sagte er und faltete die neben dem Funkgerät ausgebreitete Karte zusammen.

In würdevoller Haltung setzten sich alle an den gedeckten Tisch.

„Wird ein Trinkspruch ausgebracht?“ erkundigte sich Jer-

makow, das Kognakglas aus Jurkowskis Hand entgegennehmend.

„Unbedingt!“ erwiderte dieser und hub mit pathetischer Stimme an: „Heute feiern wir zwei bedeutsame Ereignisse! Den Geburtstag des großen G. J. Dauge und des kleinen Rakettenflugplatzes ‚Urangolkonda eins‘. Beide haben eine große Zukunft, beide sind unseren Herzen teuer. Hurra! Hurra!“

Hinter der Panzerwand pffif der glühende Wind. Schwarze Sandwehen türmten sich um den „Knaben“. Eine fremde Nacht umgab das kleine Eckchen des Lebens und des Lichts.

„Prima Rollmops“, sagte Jurkowski, während er geschäftig den appetitlichen Fisch auf die Gabel wickelte. „Ich esse Rollmops für mein Leben gern . . .“

Johannytsch wiegte den Kopf und sagte, zu Jermakow gewandt:

„Übrigens, mit Rollmops ist mir eine interessante Geschichte passiert. Richtiger gesagt, nicht mit Rollmops, sondern. . . Stellen Sie sich vor: Wüste, einige Zelte, kurz — eine geologische Expedition. Dreihundert Kilometer im Umkreis keine einzige Siedlung — eine prächtige Wildnis! Es war, wie heute, der Geburtstag eines Kollegen. Wir versammelten uns vor unserem Zelt, sechs Mann hoch, wuschen uns die Hände, korkten eine Flasche auf, schnitten Brot in Scheiben, legten alles auf das Theodolitfutteral, und wie ich mich genau erinnern kann, machte ich mich daran, unter den begehrlchen Blicken der Kameraden eine Rollmopsbüchse zu öffnen... Versteht recht, immer Hammelfleisch, Schinken — man hat doch mal Appetit auf etwas Pikantes! Und da, ich hatte sie kaum auf ...“

Dauge machte eine Pause. Bykow räusperte sich ungeduldig und fragte:

„Hattest sie auf — und . . .?“

„Wißt ihr, ich kann heute gar nicht mehr sagen, wie es geschah. Zufällig guck ich über die Köpfe der Kameraden hinweg — sie alle blickten natürlich auf die Büchse — und sehe: Über den Hang des nahen Sandhügels schlängelt sich ein gewaltiger grauer Wurm — eine richtige Riesenschlange, braun geringelt...“

„Du schwindelst ja!“ rief Jurkowski überzeugt.

Aber nein, Wolodja. Es war ein Olgoi-Chorchoi.“

„Olgoi. . . was?“ fragte Bykow.

„Olgoi-Chorchoi. Wahrscheinlich das einzige Festlandtier, das mit Elektrizität ausgestattet ist.“

Jurkowski runzelte nachdenklich die Stirn.

„Olgoi-Chorchoi... Wenn ich mich recht erinnere, hat vor einem halben Jahrhundert Iwan Jefremow dieses Tier in einer seiner Gobigeschichten beschrieben. Ist es nicht so?“

„Stimmt“, sagte Dauge. „Nachher stellte es sich heraus, daß während dieses halben Jahrhunderts unsere Expedition die dritte oder vierte war, die es gesehen hatte.“

„Und was passierte dann?“ fragte Bykow.

„Was sollte schon passieren? Ich schrie und sprang auf. Die Rollmöpse fielen in den Sand. Wir rannten ins Zelt und holten die Gewehre, und als wir wieder herauskamen“ — er machte eine resignierende Handbewegung —, „war der elektrische Wurm verschwunden.“

„Ich habe in der Wüste nichts Derartiges gesehen“, bemerkte Bykow.

Dauge erklärte, die Olgoi-Chorchois lebten wahrscheinlich nur in den heißesten und ödesten Gebieten der mongolischen Gobi.

„Ich mache euch einen Vorschlag. . .“, begann Jurkowski.

„Entschuldigen Sie mich bitte“, unterbrach ihn Jermakow, Er erhob sich und schaltete das Funkgerät ein.

Augenblicklich füllte sich der Raum mit Pfeifen und Kreischen.

„Die Verbindung ist wohl immer noch gestört?“ fragte Dauge beunruhigt.

„Den zweiten Tag schon“, gab Bykow mit einem Blick auf den Kommandanten leise zur Antwort.

Jermakow legte den Hebel um, und das Kreischen hörte auf.

„Wir fahren zurück zur ‚Chius‘.“ Er sah auf die Uhr. „In einer guten Stunde brechen wir auf.“

Überrascht blickten die Astronauten einander an.

„Erlauben Sie...“ Jurkowski zog finster die Augenbrauen zusammen. „Und das Rauchmeer?“

„Fahren wir denn nicht zum Rauchmeer?“ fragte Dauge erstaunt.

Der Kommandant schwieg.

„Michail Antonowitsch soll die ‚Chius‘ hierher überführen. Warten wir eben, bis die Verbindung wieder zustande kommt.“

„. . . und erforschen inzwischen das Rauchmeer“, griff Dauge auf.

Jermakow schüttelte den Kopf.

„Nein, wir fahren zurück zur ‚Chius‘.“ In der Stimme des Kommandanten lag ein unbekannter bittender Ton. „Die Verbindung kann zustande kommen, es kann aber auch sein, daß sie ganz ausbleibt. Wir dürfen nicht warten. Wir müssen unverzüglich zur ‚Chius‘ zurückkehren. Das Wasser reicht höchstens noch für vier Tage. Ab morgen kürze ich die Rationen.“

Jurkowski sprang auf.

„Wegfahren, jetzt, da das Werk erst halb getan ist? Sollen wir uns mit kläglichen Krumen zufriedengeben, wo uns nur noch ein Katzensprung von der Schatzkammer der Geheimnisse trennt? Man hat uns eine verantwortungsvolle Aufgabe übertragen . . .“

Bykow begriff: Jetzt war die entscheidende Aussprache da. Ansätze dazu hatte es bereits mehrere Male gegeben: Die Geologen bestanden schon seit langem auf eine gründliche Erforschung des Rauchmeeres. Der Abend war verdorben. Es blieb nur eins: sich damit abzufinden, zuzuhören — und notfalls seine Meinung zu sagen. Bykow war überzeugt, daß dies erforderlich sein würde. Er brauchte nur in die Gesichter der Streitenden zu blicken: Jeder war von der Richtigkeit der eigenen Ansicht überzeugt und fest entschlossen, sie zu verteidigen.

Jermakow unterbrach Jurkowski.

„Halten Sie die geologischen Daten, die Sie in der Umgebung der Golkonda gesammelt haben, für ausreichend?“

„Sie meinen, in der weiteren Umgebung.“ Jurkowski kniff die Augen zusammen.

„Ja, in der weiteren . . .“

„Die Daten sind im großen und ganzen vollständig“, führte Dauge an. „Aber . . .“

„Das heißt, die Erforschung der Qualität und Quantität der nützlichen Bodenschätze in der Umgebung der Urangolkonda ist so gut wie abgeschlossen.“ Jermakows Stimme klang jetzt laut und scharf. „Sie haben bewiesen, daß die Umgebung der Golkonda einer industriellen Ausbeutung wert ist. Sie haben erschöpfendes Material über die Natur des Gebietes gesammelt und die geophysische Tiefenerkundung durchgeführt. Es sind 'eine geologische und eine topographische Karte angefertigt ...“

„Die Daten sind aber verschwommen und bei weitem nicht erschöpfend!“ fiel Jurkowski dem Kommandanten ungestüm ins Wort, „Wir haben die Möglichkeit, viel genauere Daten zu bekommen, und ..“

„Wir haben keine solche Möglichkeit!“ schnitt Jermakow ab. „Wieso nicht?“

„Ich sagte es schon. Wenn Sie wollen, kann ich es wiederholen. Wir haben Wasser nur noch für vier Tage. Die Verbindung ist unterbrochen. Der Standort der ‚Chius‘ ist gefährlich. In unserer Lage kommt der Marsch ins Rauchmeer einem Abenteuer gleich. Ein x-beliebiger ernster Defekt des ‚Knaben‘ kann zum Scheitern des ganzen Unternehmens führen. Außerdem ...“

„Was heißt denn Abenteuer, wenn es darum geht, einen Regierungsauftrag zu erfüllen?“ Jurkowski fuchtelte erregt mit den Armen. „Man hat uns eine verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, und wir erfüllen sie nur halb. Eine Schande ist das! Wann werden denn wieder Menschen hierherkommen!“

„Wenn wir zurückkehren — bald. Wenn wir aber hier bleiben — nie! Oder vielleicht in zwanzig Jahren. Ich bin nicht bereit, die ganze Expedition aufs Spiel zu setzen. Es ist ein zu großes Risiko!“

„Ein Risiko! Wieder Risiko“, tobte Jurkowski. „Ich fürchte kein Risiko. Sagen Sie, was Sie wollen, Anatoli Borissowitsch, aber Sie können aus uns keine Feiglinge machen!“

Jermakow zuckte unwillkürlich zusammen. Diese Worte hatte er früher einmal selbst gesprochen.

„Nicht so“, mischte sich Bykow in den Streit.

Plötzlich war ihm das Gespräch eingefallen, das Jermakow

zu Beginn des Fluges mit ihm gerührt hatte. Er begrüßte, welche Gründe den Kommandanten zwangen, vorsichtig zu sein. Die Geologen, daran gewöhnt, daß sich Bykow selten in derartige Dispute einmischte, blickten ihn erstaunt an, nur Jermakows Miene blieb unverändert.

Bykow fuhr fort:

„Die Hauptaufgabe unserer Expedition besteht nicht in der Erkundung. Sie haben den Befehl des Komitees schlecht in Erinnerung. Die Prüfung der ‚Chius‘ — das ist die Hauptaufgabe!“

„Alexej Petrowitsch hat recht. Unsere Hauptaufgabe ist es, zu beweisen, daß nur Raketen vom Typ ‚Chius‘ imstande sind, die Venus zu erobern. Außerdem müssen wir die gesammelten Daten auf die Erde bringen. Wir haben eine erste Erkundung durchgeführt. Der Landeplatz ist angelegt. Unsere Hauptaufgabe ist es jetzt, zurückzukehren.“

Dauge biß mit Widerwillen in einen Rollmops — man sah, daß er geneigt war, sich zu ergeben.

Jurkowski rief mit Bitterkeit:

„So ein Werk auf halbem Wege abzubrechen!“

„Das Bessere ist ein Feind des Guten, Wladimir Sergejewitsch. Und dann, wir haben unser Werk getan . . .“

„Sie sind kein Fachmann“, sagte Jurkowski grob.

„Ich bin der Kommandant!“ In Jermakows Gesicht zuckte es. „Ich bin für den Ausgang des ganzen Unternehmens verantwortlich. Ich hätte einfach befehlen können, doch ich habe mir Ihre Argumente angehört und halte sie keineswegs für überzeugend. Wollen wir nicht mehr darüber reden . . . Wenn es gelingt, im Laufe der nächsten Stunde die Verbindung mit Michail Antonowitsch wieder herzustellen, und wenn die ‚Chius‘ erst hier auf dem Landeplatz steht, gebe ich Ihnen sowieso noch zwei bis drei Tage . . .“

Der Abend war endgültig verdorben. Jurkowski setzte sich stumm neben Dauge, und beide ließen die Köpfe hängen. Jermakow machte sich wieder am Funkgerät zu schaffen. Der Lautsprecher heulte und kreischte unerträglich laut. Die Minuten strichen dahin, doch Michail Antonowitsch meldete sich nicht.

Auf einmal erhob sich der Kommandant. Ruhig, ohne den Blick von der Uhr zu wenden, sagte er:

„Entschuldigen Sie bitte, ich schalte das Licht aus. Ich muß Ausschau halten. Helfen Sie mir, Alexej Petrowitsch.“

Sie stiegen in den Kommandoturm. Jermakow knipste das Licht aus, richtete den Entfernungsmesser nach Süden und blickte durch die Okulare. Bykow beugte sich über den zweiten Entfernungsmesser. Plötzlich blitzten in dem bleischwarzen von phosphoreszierenden Strichen durchzogenen Kreis zwei grelle blutrote Sternchen auf.

„Anvisieren!“ rief Jermakow mit heiserer Stimme. „Anvisieren, zum Teufel!“

Hastig kam Bykow der Aufforderung nach. Die roten Sternchen verblaßten allmählich und erloschen. Jermakow machte Licht im Turm und schrieb in fieberhafter Eile die Daten von den Skalen seines Entfernungsmessers ab.

„Wieviel haben Sie?“ fragte er hastig.

„Höhe zehn Grad acht Minuten, Azimut dreißig Grad sechsundzwanzig Minuten. Aber was soll...“

„Fragen Sie nicht, Alexej Petrowitsch...“ Jermakow notierte sich die Zahlen. „Davon später.“

Bykow faßte sich an die Unterlippe.

„Licht!“ rief Jurkowski plötzlich aus dem Wageninnern. „Machen Sie Licht! Dauge geht es wieder schlecht!“

Das letzte Wort der Golkonda

Der „Knabe“ kam nur langsam voran. Über den Bildschirm glitten die Umrisse scharfgezackter Felsen. Sogar auf einem solchen Gelände hätte der Fahrer des „Knaben“ die Geschwindigkeit verdoppeln können, doch jedesmal, wenn der Wagen durch eine Mulde oder über einen Steinblock rumpelte, stöhnte Jurkowski im Dunkel der Kabine laut auf, und Bykow preßte die Zähne zusammen, als sei es sein eigener Körper, der, von Geschwüren bedeckt, qualvoll brannte. Durch das ein-tönige Motorengebrumm drang das Kreischen und Pfeifen des Lautsprechers: Das Funkgerät wurde überhaupt nicht mehr

abgeschaltet. Jermakow saß am Klapp Tisch und raschelte mit den Papieren.

Wie war das alles seltsam! Es glich so gar nicht jenem Bild, das Bykow immer vorgeschwebt hatte: Die Erkundung ist abgeschlossen, der Landeplatz fertig, erhaben senkt sich die „Chius“ herab, eine übergläckliche Begrüßung, gemütliche Kabinen, der gute wackere Michail Antonowitsch, und dann — endlich, endlich die Heimreise . . . Statt dessen: die merkwürdigen Feuerzeichen im Süden, die hastende Fahrt über zerwühltes felsiges Gelände und das verbissene Gesicht des Kommandanten. Noch niemals hatte ihn Bykow so gesehen . . . Gewiß, es war gewagt, zu warten, bis die Verbindung mit Krutikow wieder zustande käme. Sie hatten ja den schwerkranken Dauge an Bord, und der Wasservorrat reichte höchstens noch für drei bis vier Tage. Begreiflich, weshalb sich Jermakow entschlossen hatte, zur „Chius“ zurückzukehren. Doch warum diese Eile? Warum maß der Kommandant solch große Bedeutung dem Aufleuchten am südlichen Himmel bei? War es ein Zeichen von Michail gewesen? Hatte er etwa . . .

„Alexej Petrowitsch, ich muß mit Ihnen sprechen“, sagte Jermakow halblaut. „Halten Sie bitte an.“

Bykow trat an den Klapp Tisch. Bläuliches weißes Licht fiel auf die Karte, auf die schlanken blassen Finger des Kommandanten, die mit dem Bleistift spielten.

„Hören Sie gut zu, Bykow. Was ich Ihnen jetzt sage, ist sehr wichtig. Zwei Feuerzeichen im Süden, Sie erinnern sich?“

„Ja.“

„Ich habe die Koordinaten ermittelt, in der Annahme, daß es Signalaraketen seien . . .“

„Die ‚Chius‘?“

„Das weiß ich nicht. Schauen Sie.“

Vor Jermakow lag die Karte des erforschten Gebietes: Bykow sah einen fast regelmäßigen Ring — den gewaltigen Sumpf, und darin ein Kreuz —, die Landestelle der „Chius“. Eine saubere Punktlinie zeigte den Weg des „Knaben“ durch Wüste und Felsen bis zu dem Flugplatz „Golkonda I“. Ins Auge sprang der tintenschwarze Fleck der Golkonda, von dem blaßgrauen Gürtel des Rauchmeeres umsäumt.

Jermakow wies mit der Bleistiftspitze auf einen kleinen roten Kreis südöstlich des Sumpfes.

„Hier, dieser Punkt. Sie sehen, er liegt abseits des Sumpfes. Von dort sind die Raketen abgeschossen worden — falls es überhaupt Raketen waren. Mögliche Abweichung: fünf bis sieben Kilometer.“

„Krutikow hat also den Standort wechseln müssen.“

„Ich habe nicht gesagt, daß es die ‚Chius‘ war, aber...“ Jermakow beugte sich hinab und betastete den kranken Fuß. „Hören Sie zu, Bykow. Jetzt fahren wir zum Landeplatz der ‚Chius‘. Zum Sumpf. Möglich, daß es nur eine ferngesteuerte Lastrakete mit Proviant war, oder wir haben einfach atmosphärisches Wetterleuchten gesehen. Allerdings merkwürdig — gerade zweimal und gerade um die verabredete Zeit.“

„Zwei Signalraketen punkt zwanzig Uhr?“ fragte Bykow.

„Es war zwanzig Uhr zwölf.“

„Ja, aber Michail sollte doch im Falle . . . sollte Punkt zwanzig Uhr signalisieren?“

„Ganz recht.“

Eine schlimme Vorahnung überkam Bykow.

„Die Verbindung brach auf sehr eigenartige Weise ab“, fuhr Jermakow fort. „Der Lautsprecher begann zu heulen, und Krutikow rief etwas mit aufgeregter Stimme. Aber ich konnte ihn nicht mehr verstehen, und nun schweigt er schon seit drei Tagen.“

Er beugte sich zu Bykows Ohr. Katzenhaft leuchteten seine Augen auf.

„Wie dem auch sei, Alexej Petrowitsch — eine Karte gebe ich Ihnen. Stecken Sie sie ein und tragen Sie sie immer bei sich. Die zweite bleibt bei mir, ich lege sie hierher in den Tischkasten. Ganz gleich, was geschieht: halten Sie Kurs auf den Sumpf, suchen Sie keinen neuen Weg. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Fahren Sie zur ‚Chius‘! Und nur, wenn Sie das Schiff auf dem Sumpf nicht vorfinden...“

Bykow hielt den Atem an.

„Übrigens, hoffen wir das Beste“, schloß Jermakow in einem Ton, daß Bykow sofort begriff: Der Kommandant selber konnte nicht mehr das Beste hoffen.

Einige Sekunden herrschte Schweigen.

„Das ist alles, was ich Ihnen sagen wollte: Halten Sie Kurs auf den Sumpf!“ Jermakow räusperte sich und wandte sich wieder dem Funkgerät zu.

Der „Knabe“ setzte sich in Bewegung. Knirschend mahlten die Gleisketten auf dem Geröll. Bykow schenkte Jurkowskis Stöhnen keine Beachtung mehr. Der Zeiger des Tachometers passierte die Dreißig. Der Wagen fuhr immer schneller.

Die „Chius“, Michail Antonowitsch, dachte Bykow. Ist denn wirklich ein Unglück geschehen? Ist das Raumschiff verloren?

Leise röhelt der bedauernswerte Dauge. Sein eingefallenes Gesicht ist fiebergerötet. Eine unheimliche, fremde Krankheit. Die bekannten Mittel helfen nicht. Dieses Fieber hat die ganze Besatzung eines tschechischen Raumschiffes dahingerafft, sagt Jurkowski. Sandfieber. Aber warum ist nur Johannysch daran erkrankt? Hier an Bord des „Knaben“ leben sie ja alle unter gleichen Bedingungen. Freilich, damals im Felsengewirr, als sie den verschwundenen Bogdan suchten, ist Dauge einmal ohne Spezialanzug hinausgeklettert und hat eine Menge Staub geschluckt. . . Ja, wenn es richtiges Sandfieber ist, wird es dem guten Johannysch schlimm ergehen. Jermakow sagt, der blaue Himmel heilt alle Krankheiten besser als der beste Arzt. Wenn es ihnen nun aber nicht so bald vergönnt ist, den blauen Himmel wiederzusehen? Armer Johannysch . . .

Der Augenschmerz wurde fast unerträglich. Bykow nahm die linke Hand von den Tasten und rieb sich behutsam die geschwollenen Lider.

„Haben Sie große Schmerzen?“ fragte Jermakow unvermittelt.

„Ja, es ist ziemlich lästig.“

Jermakow wechselte vorsichtig auf den Sitz neben Bykow über und warf einen Blick auf das Tachometer. Fünfundvierzig Stundenkilometer. Viel zuwenig . . .

Der Wagen machte einen Hüpfen, die Gleisketten kreischten über Gestein. „Au verflucht!“ schimpfte Jurkowski. Der Zeiger des Tachometers zitterte bereits um die Siebzig.

Der „Knabe“ befand sich nicht mehr weit von der Wüste, als Bykow plötzlich in Fahrtrichtung rote Flecke und Streifen wahrte, über denen schwerer violetter Nebel wallte. Ein seltsamer feuriger Strom versperrte dem „Knaben“ den Weg. Bykow hielt den Wagen an und machte Jermakow auf die eigentümliche Erscheinung aufmerksam. Eine Weile spähten beide schweigend hinüber.

„Wollen wir versuchen, durchzukommen?“ fragte Bykow schließlich.

Jermakow schüttelte zögernd den Kopf.

„N—nein, lieber nicht. Vielleicht können wir dem Strom ausweichen.“

„Was mag das sein?“

„Ich weiß nicht. Fahren Sie etwas näher heran.“

Der „Knabe“ rollte langsam etwa zweihundert Meter vor und hielt. Auf dem schwarzen Boden leuchteten gewundene grellrote Streifen. In der Ferne vereinigten sie sich zu einem riesigen roten Teppich. Es schien, als fließe glühende Lava über die Wüste. Bykow sah, wie sich die rote Masse langsam, kaum wahrnehmbar, einem mächtigen schwarzen Steinblock näherte und an ihm hinaufkroch.

„Es bewegt sich ja“, murmelte Jermakow.

Der Stein verschwand unter dem wandernden roten Teig.

„Kommen Sie, wir wollen nachsehen, was das ist.“ Jermakow erhob sich rasch, fiel jedoch aufstöhnend auf seinen Sitz zurück. „Nein, mit mir ist nichts mehr los!“ preßte er mühsam hervor. „Wecken Sie die Geologen, Alexej Petrowitsch!“

Nicht sofort verließen sie den Wagen. Etwas Unheilrohendes ging von dieser roten Masse aus. Sogar Jurkowski machte keine Einwände, als Bykow vorschlug:

„Wir können noch näher herantreten und dieses Teufelszeug mit den Manipulatoren untersuchen . . .“

„Gewiß“, stimmte Dauge unentschlossen zu. „Meiner Ansicht nach ist es keine Lava.“

Jermakow bückte sich und betastete mit gequälter Miene den Fuß.

„Seien Sie vorsichtig. Kommen Sie bei dem geringsten An-

zeichen einer Gefahr zurück. Zeit zum Rückzug bleibt Ihnen immer: Die Masse bewegt sich nur langsam."

Vor der Tür zur Schleusenkammer schaute sich Bykow um. Jermakow saß gebeugt am Steuerpult und blickte unverwandt durch die Sehluke. Er trug keinen Spezialanzug, und in dem rötlichen Schein des Bildschirms sah Bykow seine schmalen, fest zu Fäusten geballten Hände ...

Die bewegliche Masse kroch zu beiden Seiten an dem „Knaben“ vorbei, als wolle sie ihn einkreisen. Leuchtender violetter Dunst stieg von ihr auf. Lange vorgestreckte Arme schienen den Boden abzutasten. In den Kopfhörern rumorte die ferne Golkonda, außerdem raschelte und knirschte es ununterbrochen: Der rote Strom wälzte Steine und Felsbrocken mit sich.

„Gleicht auffallend einem lebenden Wesen“, murmelte Dauge.

„Red keinen Unsinn, Grigori“, stieß Jurkowski hervor.

„Es lebt — sieh mal die Fühler: Sie suchen den Weg zwischen den Felsen...“

„Nichts suchen sie“

Die Männer gingen näher. Dauge bückte sich, hob einen großen schwarzen Stein auf und schleuderte ihn mit den Worten: „Egal, was kommt!“ in die rote Masse. Bykow, der den Freund nicht hatte zurückhalten können, duckte sich abwehrbereit. Doch nichts geschah. Der Stein fiel auf die rote Fläche, machte ein paar Hüpfchen, rollte noch ein Stück und blieb liegen. Rosarote Rauchfäden stiegen über ihm auf. Danach verschwand er, als habe er sich aufgelöst — die rote Masse hatte ihn eingesogen.

Jurkowski schaute auf das Handthermometer.

„Die Temperatur ist durchaus normal für diese Gegend“, sagte er. „Vierundfünfzig drei. Es ist keine Lava.“

Sie traten ganz dicht heran. Die violette Nebelwand wallte unmittelbar vor ihren Augen.

„Halt, nicht weiter!“ rief Bykow. „Mein Strahlungsmesser benimmt sich wie toll.“

„Tja-a“, stieß Johannysch gedehnt hervor. „Die Strahlung Wird immer stärker. Dieses Zeug ist radioaktiv, Wolodja.“

„Ich merk's auch“, knurrte Jurkowski, während er sich niederhockte und aufmerksam den Rand des roten Stromes betrachtete. Die Masse sah sehr zäh aus und war porös wie Schwamm.

„Etwa fünfzehn Zentimeter dick“, stellte Jurkowski fest, als sie sich auf einen scharfkantigen Stein schob. „Das ist kein Lebewesen, Grischa! Es reagiert nicht auf äußere Reize.“

„Du Narr!“ Dauge zuckte die Schultern. „Schwamm reagiert doch auch nicht auf äußere Reize! Ich behaupte, es ist eine Kolonie von Mikrowesen.“

„Mikrowesen? Bei der Radioaktivität ringsum?“ murmelte Jurkowski. „Obwohl sich natürlich das Leben beliebigen Umweltbedingungen anpassen kann. Und dieses Zeug strahlt ja auch selber aus. Mag sein, daß du recht hast, Johannyttsch. Aber wie willst du es beweisen? Am besten, wir nehmen eine Probe mit — daheim werden wir schon rauskriegen, was es ist.“

„Ihr meint also, daß wir mit dem ‚Knaben‘ über dieses rote Feld fahren können?“ fragte Bykow.

Eine Weile schwiegen die Geologen; dann sagte Dauge:

„Eher ja als nein. Jedenfalls ist es keine Lava.“

„Also los, zum Wagen. Jermakow wartet.“

„Sofort, Alexej. Wir müssen nur eine Probe von diesem Zeug mitnehmen.“

Der „Knabe“ stand etwa hundert Meter entfernt; seine Panzerung schimmerte matt in dem roten Dämmerlicht. Schwarz zeichnete sich die offene Luke ab. Die rote Masse hatte den Wagen schon fast umzingelt, sie war bereits hinter ihm sichtbar. Bykow wurde es unheimlich zumute.

„Ein bißchen schneller, Kameraden!“ sagte er. „Das Benehmen dieser interessanten Naturerscheinung gefällt mir ganz und gar nicht.“

„Ich hol schnell einen Behälter, wartet mal eine Sekunde...“, rief Dauge und lief wankend zum „Knaben“.

Bykow begleitete ihn mit den Blicken, und als er sich wieder Jurkowski zuwandte, sah er, daß dieser versuchte, mit seinem finnischen Messer ein Stück von der Masse abzusäbeln.

„Lassen Sie es sein, Wladimir Sergejewitsch! Wozu? Wir nehmen das Zeug mit dem Manipulator.“

Keuchend hantierte Jurkowski mit dem Messer. Die Klinge glitt leicht in die zähe Masse, doch der Schnitt schloß sich augenblicklich wieder. Ergrimmt zertrte der Geologe an dem festen bibbernden Gallert und stach auf ihn ein. Endlich gelang es ihm, ein dickes Stück loszutrennen. Aus der Schnittstelle strömte leuchtendes Gas. Jurkowski richtete sich auf und rollte das Stück mit dem Fuß zur Seite.

Vom Wagen her ertönte ein Scheppern. Die beiden Männer schauten sich um und sahen Dauge in einer unnatürlichen Haltung neben dem „Knaben“ liegen. Offenbar war er aus der Luke gefallen.

„Auch das noch“, brummte Jurkowski ärgerlich.

Dauge stand rasch auf und suchte etwas. Bykow bemerkte, daß sich die feurigen Fühler hinter dem „Knaben“ vereinigt hatten. Der Wagen war jetzt von einem fast makellosen Ring umschlossen.

Ein Ring! fiel es Bykow plötzlich ein. Ein feuriger Ring! Wo habe ich denn das schon gehört?

Dauge kam bereits angeeilt. Den Metallbehälter für radioaktive Proben schleifte er am Riemen hinter sich her.

„Na so ein Teufelszeug!“ rief Jurkowski verblüfft.

Bykow richtete seinen Blick auf das abgehauene Stück Masse und sah, daß es sternförmig auseirtandergequollen war und lange dünne Fortsätze nach dem roten Teppich ausstreckte. Und plötzlich entsann er sich: Roter Ring! Hütet euch vor dem roten Ring! Das Rätsel Tachmasibs!

In diesem Augenblick erfolgte ein furchtbarer Bodenstoß. Bykow verlor das Gleichgewicht und wäre beinahe hingefallen. Er sah, wie Dauge den Riemen fahren ließ und stürzte, wie Jurkowski, auf Hände und Knie gestützt, sich zu erheben versuchte.

Ein greller blauweißer Blitz zuckte am Himmel. Der zweite Stoß schleuderte Bykow zu Boden. Ein ohrenbetäubendes Krachen erschütterte die Luft.

„A-a-ah!“ drang Jurkowskis Schrei kaum hörbar durch das grausige Getöse.

Krampfhaft an den Steinen Halt suchend, sah Bykow, wie sich neben dem „Knaben“ der Boden auf tat und eine mächtige Flammensäule emporschoß. In dem Feuerschein war zu erkennen, wie die Gleisketten des aufgebäumten Wagens rasend schnell rotierten, wie Johnnytsch aufstand und wieder hinfiel. Ein Gluthauch schlug Bykow entgegen, drang durch den Siliketanzug. Mit einer Ohnmacht ringend, erhob er sich, machte ein paar unsichere Schritte auf den „Knaben“ zu und stürzte von neuem — der Boden wich unter seinen Füßen.

Plötzlich verstummte das Getöse. Durch den Schweiß, der ihm über die Augen rann, sah Bykow, wie sich ein aschfahler rötlicher Schein über dem geborstenen Boden ausbreitete, wie der bis zur Rotglut erhitzte „Knabe“ in den geschmolzenen Sand einsackte.

„A-a-ah!“ schrie Jurkowski.

Mit zusammengebissenen Zähnen, bemüht, die furchtbare Schwäche niederzukämpfen, kroch Bykow auf ihn zu. Jurkowskis Hände, schwarz, wie verkohlt, streckten sich ihm entgegen. Und er fand noch die Kraft, sie zu ergreifen, die Füße in den Boden zu stemmen und den Geologen von der roten Masse wegzuziehen.

Dann schwanden ihm die Sinne, doch offenbar nur für kurze Zeit. Als er wieder zu sich kam, sah er Jurkowski, die Arme unnatürlich unter den Iseib gebogen, neben sich liegen. Der Boden um den „Knaben“ glühte noch. Der Wagen hatte sich stark auf die Seite gelegt und war tief in den glasartig geronnenen Grund eingesunken; die Panzerung färbte sich bereits dunkel.

Ein ununterbrochenes Klingen stand in Bykows Ohren; er begriff nicht sofort, daß es der Strahlungsmesser war. Hunderte von Röntgen! schoß es ihm dann durch den Sinn. Er richtete sich auf, faßte den reglos daliegenden Jurkowski unter die Achseln — kraftlos baumelte dessen Kopf — und schleppte ihn auf den „Knaben“ zu, weg von der blasenschlagenden roten Masse. Nach etwa vierzig Schritten erreichte er Dauge. Johnnytsch lag auf dem Rücken, die Finger in die Brust gekrallt. Bykow ließ Jurkowski vorsichtig los



und beugte sich über den Freund. Dauge war bewußtlos, er röchelte stoßweise. Der untere Teil des Spezialanzuges war zerfetzt. Mit zitternden Händen drehte Bykow Dauges Sauerstoffhahn weit auf, löste den Riemen von der Maschinepistole und zog ihn dem Verunglückten fest um die Taille, um den Zustrom der glühenden, sauerstoffarmen und mit radioaktivem Staub gesättigten Venusluft abzuriegeln. Stöhnend sog Dauge das belebende Gas ein. Jurkowski kam von selbst zu sich. Er setzte sich mit einer hastigen Bewegung auf.

„Der ‚Knabe‘ . . . Anatoli Borissowitsch . . .“, murmelte er. „Schnell. . .“

Bykow half ihm auf die Beine, und beide wankten auf den erkaltenden Wagen zu. Nachdem sie über einen breiten schwarzen Spalt gekrochen waren, begannen sie zu laufen. Jurkowski versuchte als erster in die Luke zu klettern, rutschte jedoch ab.

Bykow schob ihn beiseite und stieg selbst hinauf.

Die ursprünglich runde Luke hatte eine ovale Form angenommen. Die Panzerung war noch heiß, die Hitze drang durch den Spezialanzug. In der dunklen Schleusenkammer tastete Bykow nach dem Schalter, doch er fand ihn nicht und knipste die Helmlampe an. Die Tür zu den Innenräumen gab nicht nach.

„Anatoli Borissowitsch! Genosse Jermakow!“ rief Bykow verzweifelt und begriff plötzlich: Es war sinnlos. Der Kommandant war tot.

Die hohe Explosionstemperatur hatte die Wagenpanzerung im Nu bis zur Rotglut erhitzt. Jermakow trug, als sie gingen, weder Spezialanzug noch Helm. Im Innern des Wagens mußte alles der Glut zum Opfer gefallen sein. . .

„Die Luke, die Luke! Schnell! Zum Teufel!“ Jurkowski kam in die Schleusenkammer gekrochen, stürzte zur Innenluke und stemmte sich mit voller Kraft dagegen. Bykow tat das gleiche. Umsonst! In ohnmächtiger Wut trommelte Jurkowski gegen den Lukendeckel.

„Aufschneiden müßte man ihn. . .“, Bykow keuchte.

„Womit denn, Petrowitsch? Komm schnell zur Notluke. . .“

Bykow sprang hinaus. Die Notluke, die sonst fast nie be-

nutzt wurde, befand sich am Heck. Doch als die Männer um den Wagen bogen, begriffen sie sofort die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Der „Knabe“ war in den geschmolzenen Boden eingesackt und saß unverrückbar fest. Die Luke lag unterhalb der glasigen Kruste, und es war unmöglich, an sie heranzukommen. Der „Knabe“ hatte sich in eine tote Festung verwandelt, uneinnehmbar für die Überlebenden. Jermakow war von der Welt abgeschnitten und tot. Tot! Der Kommandant tot!

Verzweifelt ließ sich Bykow auf den zerwühlten, immer noch hitzspeienden Boden nieder und schlug die Hände vors Gesicht. Seine Finger klatschten gegen den glatten Helm . . .

Sie trugen Dauge zum „Knaben“ und legten ihn behutsam nieder. Ehe sie ihn holten, hatte Bykow einige Minuten dazu verwenden müssen, Jurkowski zur Besinnung zu bringen. Wie geistesabwesend war der Geologe um den toten Wagen gewankt. Bykow hatte ihn bei den Schultern gepackt und kräftig durchgeschüttelt.

Dauge war noch immer ohnmächtig. Verbandstoff und Medikamente fehlten. Auch war es nicht möglich, dem Verunglückten den Helm abzunehmen und ihm etwas Saft einzuflößen — die erhitzte Luft hätte ihm das Gesicht versengt. Bykow und Jurkowski suchten aus ihren Rucksäcken Lappen, umwickelten ihn damit die verletzten Beine und schützten seinen Unterleib so gut sie konnten mit den Fetzen des Spezialanzugs. Sie versuchten es sogar mit künstlicher Atmung, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, was das für einen Sinn hatte. Immer wieder sah Bykow aufs Handthermometer, doch die Temperatur lag noch über achtzig Grad und fiel nur langsam.

„Er wird sterben“, stammelte Jurkowski. „Eine Verbrennung zweiten Grades. Schlimm . . .“

„Hör auf!“ brüllte ihn Bykow zornig an.

„Alexej! Sie kommt näher!“ murmelte Jurkowski wie im Fieber. „Sieh mal, sie kriecht heran . . .“

„Wer?“ Bykow schaute sich um und begriff augenblicklich.

Der rote Ring um den „Knaben“ verengte sich langsam. Die Masse quoll auf das Zentrum des furchtbaren unterirdischen

Ausbruchs zu, der den „Knaben“ vernichtet hatte. Dort türmten sich jetzt herausgeschleuderte Gesteinsbrocken, und aus dem bodenlosen Trichter wallte Rauch empor.

„Sie wird uns einsaugen, zermalmen“, raunte Jurkowski. „Wir müssen fort. . .“

„Wohin?“ Bykow ließ seinen Blick umherschweifen; die rote Masse kam von allen Seiten.

Mühsam stand Jurkowski auf, beugte sich über Dauge, griff ihm unter die Achseln.

„Faß an, Alexej . . . Wir schließen uns im ‚Knaben‘ ein. Vielleicht haben wir Glück...“

Johannytsch wimmerte kläglich, als er durch die enge Lukenöffnung gezwängt wurde. In der Schleusenkammer war die Hitze noch größer als draußen.

„Mein Gott!“ rief Bykow verzweifelt, als er auf das Thermometer schaute. „Neunzig!“

Er legte sich auf den glühheißen Boden und zog Dauge auf sich herauf. Jurkowski versuchte hastig, die Luke zu schließen, doch es gelang ihm nicht. Die Öffnung und der Deckel hatten ihre ursprüngliche Form eingebüßt. Er konnte das schwere heiße Plaststück lediglich heranziehen und notdürftig festmachen. Dann spähte er durch den Spalt.

„Gleich wird sie auf den Panzer kriechen. Sie umgeht die Hindernisse nicht, sie wälzt sich über alles hinweg . . . Warten wir ab, was weiter geschieht.“

Er trat beiseite und hockte sich in der Dunkelheit nieder. Bykow schwieg und lauschte Dauges keuchenden Atemzügen und den Geräuschen, die von außen drangen. Die Glut brannte seinen Rücken. Sie waren dem Tode geweiht. Sie hatten keine Lebensmittel, keinen Sauerstoff, kein Wasser . . . Johannytsch ging es schlecht, sehr schlecht. Was konnten sie für ihn tun? Nichts, gar nichts . . .

Der „Knabe“ zitterte; der rote Schein, der durch den Luken-spalt drang, wurde greller. Ein Kratzen und Knirschen setzte ein — die rote Masse kroch auf den verstümmelten Wagen. . .

Eine halbe Stunde später war die Temperatur auf sechzig Grad gesunken. Bykow zog den Helm von Dauges Kopf und träufelte ihm ein wenig Orangensaft zwischen die gesprunge-

nen Lippen. Johannytseh verschluckte sich und schlug die Augen auf. Sein Blick war voller Qual. Bykow strich ihm liebevoll über die unrasierte Wange und setzte ihm wieder den Helm auf.

„Wo sind wir?“ flüsterte Dauge kaum hörbar.

„Im ‚Knaben‘, Johannytseh . . . Wie fühlst du dich?“

„Wahnsinnige Schmerzen . . . Die Beine . . . Was ist geschehen, warum so dunkel? Warum fahren wir nicht?“

„Eine Explosion, Johannytseh“, gab Jurkowski zur Antwort und verstummte: Er fand nicht die Kraft, alles zu sagen.

„Ja, eine Explosion. . . Ich entsinne mich. Ich wurde zu Boden geschleudert . . . Furchtbare Glutwelle . . . Weißt du, Wladimir, was es war? Ein unterirdischer Atomkessel ist explodiert . . . Erinnerst du dich . . .- Wir haben darüber gesprochen. Pech . . . Ausgerechnet unter uns . . .“

Dauges Atem ging rasch und stoßweise. Bykow drehte den Sauerstoffhahn bis zum Anschlag auf.

„Ist gut, ist gut. . .“ Dauge atmete mit tiefen gierigen Zügen. „Wo ist Jermakow? Warum schweigt ihr? Alexej, was ist geschehen?“

„Der ‚Knabe‘ ist verloren, Grischa . . . Jermakow ist tot...“

Dauge schluchzte und verlor von neuem das Bewußtsein. Der „Knabe“ bebte, auf der Panzerung kratzte und knirschte es, rot leuchtete die Lukenspalte.

Jurkowski flüsterte:

„Grischa, Grischa, komm zu dir. . . Wir gehen fort und nehmen dich mit, wir werden dich tragen, Grischa . . .“

Dauge zuckte, redete im Fieber, weinte.

Bykow nahm den kraftlos baumelnden behelmten Kopf in die Hände und drückte ihn an seine Brust. Dauge verstummte.

„Ist er tot?“ fragte Jurkowski mit fremder Stimme.

Bykow knirschte mit den Zähnen.

„Nein, er ist nicht tot. Wir werden ihn tragen, verstehst du? Solange wir leben.“

Jurkowski trat zur Luke und sagte leise:

„Sechs Jahre waren wir zusammen. . . Mond, Marsianische Wüsten . . . Sechs Jahre . . .“

Mit einer jähen, unerwartet heftigen Bewegung schlug er

die Luke auf. Ringsum war es finster. In weiter Ferne grollte die Golkonda, über ihr stand ein rauchiger von grellen Blitzen durchzucker Schein ...

Hunderftünfzigtausend Schritte

Jetzt waren sie nur noch drei.

Mit Mühe zogen Bykow und Jurkowski den bewußtlosen Dauge aus der Schleusenammer. Dann standen sie eine Weile reglos vor dem Wrack des „Knaben“, unfähig, den grausigen Ort zu verlassen. Der Boden bebte in der gewohnter Weise. Der rote Teppich war verschwunden. Sie sahen nur noch, wie Eich die Enden der roten Masse gierig in den bodenlosen Explosionskrater hineinzogen.

Bykow hob die Maschinenpistole für eine Ehrensalve, ließ sie aber nach einiger Überlegung wieder sinken. Sie hatten nur noch ein Signalmagazin — sechzig Patronen —, und vor ihnen lag ein hundert Kilometer langer Weg durch die Wüste, durch die Schlucht, über den Sumpf ... Hundert Kilometer, hunderttausend Meter, hunderftünfzigtausend Schritte — und jeder von ihnen barg Ungewisses.

„Salut!“ forderte Jurkowski mit heiserer Stimme, und Bykow gab einen spärlichen Feuerstoß ab.

Aus Resten des Selen-Zerium-Stoffes, die sie in der Schleusenammer fanden, verfertigten sie eine Art Tragbahre. Der geschmeidige, feste Stoff reichte auch noch, um Dauge damit bis zum Hals einzuwickeln.

Gebeugt unter dem steifen Wind, schritten sie durch die pech-schwarze Finsternis ... Ab und zu erhellte blaues Leuchten den Himmel, und dann sah Bykow Dauges Helm vor sich auf der Trage und Jurkowskis wankenden Rücken, den toten Sand ringsum und die niedrigen lichtgeäderten Wolken. Nach und nach erlosch der blaue Schein, und wieder wurde es dunkel, wieder knirschte nur eintönig der Sand unter den Füßen und heulte der Wind ...

Sie redeten nicht. Das Atmen fiel ihnen schwer, weil sie mit

dem flüssigen Sauerstoff sparten und die vom Filter durchgelassene Außenluft atmeten. Sie war heiß und sauerstoffarm, sie würgte und rief ein krampfhaftes Gähnen hervor. . .

Durst! Die Kehle scheint mit Sand und Staub vollgestopft, die Zunge ist wie ein schwerer, trockener Stein. Ganz dicht vor den Lippen — man braucht nur ein wenig den Kopf zu neigen — ragt das Ebonitröhrchen. Man braucht nur daran zu saugen, und kühler duftender Zitronensaft rinnt in den Mund. Bykow spürt das glatte Ebonit an -den Zähnen. . . Nur einen Schluck, einen einzigen Schluck. . . Nur die Zunge anfeuchten. . .

Nein, er darf es nicht! Hundertfünfzigtausend Schritte sind zurückzulegen, und erst ein Drittel haben sie geschafft. Außerdem müssen sie an den kranken -Grischa denken. . . Bykow fährt sich mit der Zunge über die trockenen Lippen: Fünf Zentimeter vom Gesicht entfernt, lockt das kühle schwarze Mundstück. . .

Wozu eigentlich das alles? Wozu diese Qualen? Das Werk ist getan. Weit hinter ihnen tanzen die Lichtreflexe der Golkonda auf den blanken Sendetürmchen. Bald, sehr bald werden Raketenschiffe hier landen und gesunde, frohe Menschen bringen — Menschen, die viel frischen, kühlen Zitronensaft trinken. Sie werden den Hauptangriff beginnen, und die Golkonda wird sich ergeben. . . Was haben die beiden schattenhaften Gestalten in Siliketanzügen damit zu tun? Was hindert sie, in den Sand zu sinken und sich nach Herzenslust an dem kühlen Naß zu laben?

Ja, sie werden die matten Glieder ausstrecken, sich satt-trinken und einschlafen. Und der schwarze Wind wird einen Sandhügel über ihnen zusammenwehen. . . Zuallererst aber die Maschinenpistole ablegen! Zum Teufel damit! Was nützt sie hier noch in dem toten Sand?

Aber nein, sie haben noch den Sumpf vor sich. Dort ist eine Waffe unentbehrlich. Und dort, in der „Chius“, sitzt Michail Antonowitsch. Er wartet. Er durchwacht die Nächte und sitzt stundenlang am Funkgerät. Er wird nicht ohne sie die Venus verlassen, er wird nicht aufsteigen, ehe er keine Gewißheit über ihr Schicksal hat. Vielleicht wird er sich entgegen allen

Instruktionen aufmachen, um sie zu suchen. . . Nein, man darf sich nicht hinlegen! Grischa muß zur „Chius“ gebracht werden. Michail Antonowitsch wartet. Auch Krajuchin wartet, und Machow, und das Mädchen in Aschchabad. Und alle Menschen warten — der liebe ferne Planet wartet. Es wäre sehr schändlich, wenn sie sich hier hinlegten und einschliefen. Sie können den Weg bewältigen, sie müssen es ... Man will nicht, man muß! sagt Johannysch immer.

Schon seit vierundzwanzig Stunden waten sie durch tiefen Sand. Der Wind bläst so heftig, daß sie sich nur mit Mühe auf den Beinen halten können. Gegessen haben sie während der letzten zwei Tage einmal. Und getrunken auch nur einmal. Jurkowski stolpert, läßt Dauge fallen. Bykow will ihm auf die Beine helfen. „Zum Teufel!“ röchelt der Geologe. Wieso „zum Teufel“, wenn die Möglichkeit besteht, trotz aller Widerwärtigkeiten das Ziel zu erreichen? Wenn nur noch hunderttausend Schritte zurückzulegen sind? Bykow läßt sich neben Jurkowski in den Sand nieder und wartet. Doch warten darf man nicht. Zeit ist Wasser, und Wasser ist Leben. Bykow stößt Jurkowski an. Dieser stöhnt.

„Aufstehen, Wladimir Sergejewitsch!“

Jurkowski regt sich nicht. Bykow beugt sich über ihn, findet tastend den Sauerstoffhahn, dreht ihn für ein paar Sekunden auf. Jurkowski atmet gierig, dann erhebt er sich wankend. Bykow stützt ihn ...

Sie gehen bereits den vierten Tag. Am ersten Tag, in der Wüste, ist Jurkowski völlig entkräftet hingefallen, und Bykow hat ihm Sauerstoff zu atmen gegeben. Am zweiten Tag — was War da eigentlich? Ach ja, da ist er, Bykow, beinahe in einen Trichter mit Schwemmsand versunken, und Jurkowski hat ihn mit Mühe und Not herausgezogen. An jener Stelle rasteten sie lange, fast eine Stunde, und tranken Saft. Und es schien ihnen sogar, als ob der ohnmächtige Grischa leichter atme. Das ist ein guter Tag gewesen ... Aber die dritten vierundzwanzig Stunden! Da sind ihnen die Hände taub geworden, sie haben die Trage nicht mehr halten können. Grischa kam ihnea

drei-, fünfmal so schwer vor, und sie machten Schlingen an die Bahre und schleppten sie mit dem Nacken. Und dann, als sie schliefen, türmte der Wind einen Sandwall um sie auf. Auch heute wären sie beinahe zugeweht worden. Bykow hat Jurkowski und Dauge ausgraben müssen . . . Richtig: dreimal vierundzwanzig Stunden! Und jede vierundzwanzig Stunden etwa dreißigtausend Schritte. Bykow hat einen Schrittmesser. Hunderttausend Schritte sind zurückgelegt, und im ganzen sind es hundertfünfzigtausend. Also bleiben noch fünfzigtausend.

Sie sehen sich Dauges Brandwunden an — die Haut ist ab, die Beine sind mit blutigen Schwären bedeckt . . . Bykow verbindet sie, so gut es geht, dann nimmt er Jurkowski den Rucksack ab, in dem sich Dauges Thermosbehälter befindet. Es scheint ihm, als habe Jurkowski daraus getrunken.

Bykow schleppt alles auf seinen Schultern. Jurkowski bricht wieder zusammen. Das blaue Leuchten wirft einen unsteten Schein auf den ausgestreckten schwarzen Körper.

„Steh auf!“

„Nein . . .“

„Steh auf, sage ich!“

„Ich kann nicht!“

„Aufstehen! Ich schlag dich sonst zusammen!“ schreit Bykow aus Leibeskräften.

„Laß mich und Grischa hier!“ Jurkowski röchelt böse. „Geh allein!“

Aber er erhebt sich dennoch.

Der Wind schlägt um und bläst in den Rücken. Er schiebt die Männer vorwärts, und wenn er nachläßt, scheint der Körper unerträglich schwer. Ein Glück noch, daß kein schwarzer Sturm über sie hereingebrochen ist. . . Jurkowski sackt wieder zusammen, liegt reglos da, die Finger in den Sand gekrallt. Langsam verblaßt das Leuchten im Norden . . .

„Aufstehen!“

Am vierten Tag legten sie nicht mehr als zwölftausend Schritte zurück. Während der Rast schlief Bykow völlig entkräftet ein, nachdem er Jurkowski die Wache überlassen

hatte. Jurkowski aber löste von seinem Gurt die Thermosbehälter mit dem Rest der flüssigen Schokolade und des Zitronensaftes, schnallte seinen Sauerstoffballon ab, legte alles sorgfältig auf Bykows halbleeren Rucksack neben der Trage und kroch in die Nacht hinaus. Bykow erwachte noch rechtzeitig. Als er den Geologen fand, mühte sich dieser gerade damit ab, seinen verklemmten Helm zurückzuklappen. Bykow nahm Jurkowski auf den Rücken — beide sprachen kein Wort — und trug ihn zurück zur Raststelle. Dann half er ihm den Helm wieder festzumachen und die Behälter anzuschnallen und sagte:

„Ich will schlafen, ich bin sehr müde. Versprich mir, daß du nicht wieder solche Mätzchen machst.“

Jurkowski schwieg.

„Ich will schlafen, und du hinderst mich daran, Wolodja. . .“

Jurkowski schwieg hartnäckig und schnaufte nur böse ins Mikrofon.

„Laß mich doch nur eine Stunde schlafen, Wolodja. Wir sprechen über alles, wenn ich aufwache. Bitte, Wladimir Sergejewitsch. . .“

„Gut“, sagte Jurkowski plötzlich. „Schlaf, Alexej, alles in Ordnung...“

Bykow wollte noch etwas Aufmunterndes sagen, war aber bereits eingeschlafen.

Der heftige Nordwind schiebt die wankenden Gestalten vorwärts. Der Himmel ist wieder mit blutroten Wolken bedeckt, sie ziehen von dem Atomvulkan her. Am Horizont pendeln die schlangenartigen Windhosen. Alles ist genauso wie vor (frei Wochen, als der „Knabe“ munter gegen den Wind auf die Golkonda zustrebte. Jetzt ist er in dem verglasten Sande eingeschmolzen, erstarrt und tot — ein gewaltiges Denkmal des großen Marsches. Den ewigen Schlaf schläft sein Kommandant; irgendwo zwischen den Felsen hat Bogdan Spizyn einen rätselhaften Tod gefunden. Doch der Marsch ist noch nicht beendet. Noch nicht!

Jedesmal, wenn Bykow aus seinem schweren Schlaf erwacht, blickt er Jurkowski haßerfüllt an. Der Geologe kann die Bahre

nicht mehr tragen. Immerzu strauchelt er und läßt Dauge fallen. Noch einmal hat er die Flucht in den Sand versucht. . .

Bykow öffnet den Sauerstoffhahn, zählt, gierig atmend, bis zehn. Es ist das unerläßliche Quantum, andernfalls würden die Beine nicht gehorchen. Langsam erhebt er sich auf die Knie und wälzt sich Dauges schlaffen Körper auf den Rücken. Jurkowski bleibt in seiner Sanddüne sitzen.

„Wissen Sie, Bykow, das gehört sich nicht.“ Die Stimme des Geologen ist heiser, aber ruhig. „Ich bin damit nicht einverstanden.“

Am liebsten würde Bykow ihn in Stücke reißen, aber er sagt nur mit drohender Stimme:

„Dummes Geschwätz! Aufstehen!“

„Lassen Sie uns hier. Wozu quälen Sie /sich? Sie werden selber zugrunde gehen, und . . .“

„Das laß meine Sorge sein! Vorwärts!“

Jurkowski zögert noch.

„Was ist los mit dir? Willst wohl einen Märtyrerkranz einheimen? Daraus wird nichts! Ich werde dich vorwärts treiben, bis ich zusammenbreche! Und dann wirst du weiterkriechen! Verstanden? Steh auf!“

Und Jurkowski gehorcht. Ein guter Mensch — wenn auch mit Fehlern . . . Nach dem fünften Kilometer schwindet der Haß in Bykow, und nach dem zehnten beginnt er ihn zu lieben wie einen Bruder. Jurkowski schweigt. Kein Wort der Klage kommt über seine Lippen. Einst lebensfroh und energiegeladen, ist er jetzt ein Schatten seiner selbst. Die Haare fallen ihm aus, die Haut ist rissig und mit eiternden Geschwüren bedeckt, das Gesicht schwärzer als der Wüstensand. Beim Gehen wankt er . . . Lieber Freund, wir werden es schaffen, ganz bestimmt werden wir es schaffen. Sieh mal, zehn Kilometer haben wir schon wieder hinter uns gebracht! Vorwärts, vorwärts! Eins, zwei, eins, zwei...

Jurkowski murmelt:

„Hör zu, Alexej . . . Für den Fall, daß ich es nicht schaffe . . . Das Rätsel Tachmasibs, der rote Ring . . . Ich glaube . . . bin überzeugt, es sind Bakterien. Eine andere Lebensform, ein anorganisches Leben. Sie leben auf Kosten radioaktiver Strah-

len. Schlucken die Strahlen und leben von ihrer Energie... Hörst du, Bykow?"

Ja, ja, er hört: Bakterien und Strahlung...

„Sie sammeln sich dort, wo eine unterirdische Atomexplosion heranreift“, fährt Jurkowski fort. „Sie bilden einen Ring um die Stelle... einen roten Ring... und warten. Die Zerfallsprodukte sind sehr aktiv, ein Leckerbissen für sie... Hörst du? Ich bin völlig davon überzeugt...“

Ja, Bykow hört es. Er geht an einer Felswand entlang und hört alles. Aber wo ist die Schlucht? Sie müßte doch hier in der Nähe sein...

„Sag allen, sie sollen sich vor dem roten Ring in acht nehmen... Wo der rote Ring ist, dort wird eine Explosion stattfinden. Hörst du mich?“

„Ja, ja, ich sag's. Du wirst es selber sagen!“

Ein Schritt, zwei... zehn... fünfzehn...

Das war am sechsten Tag. Bykow suchte lange' nach der Schlucht. Er fand sie, kehrte zu den Kameraden zurück, wuchtete sich Dauge auf den Rücken und wankte die Felswand entlang. Dicht vor dem Eingang der Schlucht brach er zusammen. Sein Bewußtsein schwand, kam und schwand wieder, und wie aus weiter Ferne hörte er Jurkowski mit versagender Stimme schreien:

„Gemeiner Planet! Wir werden zurückkommen, wir kehren wieder...! Für unseren Tod, für die Qualen wirst du büßen... Arbeiten wirst du für uns, für die Menschen der Erde... Licht und Leben wirst du spenden... Wir legen dir Stahl- und Betonfesseln an, zum Sklaven machen wir dich...!“

„Genug!“ sagte Bykow und richtete sich mühselig auf.

Nein, gehen kann er nicht mehr. Die Füße versagen ihm den Dienst. Dafür kann er aber kriechen, Dauge auf den Rücken laden und kriechen. Das ist bedeutend leichter, als ihn auf den Schultern zu tragen. Jurkowski kriecht auch...

Bykow hält inne, schaltet die Helmlampe ein und schaut sich um. Jurkowski ist hinter ihm. Er liegt, auf die gespreizten Ellbogen gestützt, im Staub und blickt ihn mit dem blinden

Rund des Helms an. Ein Riemen, den sie vom Rucksack abgenommen haben, verbindet sie. Auf diesen Riemen muß Bykow aufpassen: Einmal hat er sich schon gelöst, und Bykow ist weit vorausgekrochen. Er mußte zurückkehren und Jurkowski suchen, der in der Schlucht hilflos hin und her kroch . . .

Da sind die Spuren des „Knaben“ — geschwärzte, verschrumpelte Schlinggewächse, mitsamt Steinbrocken aus dem Fels gerissen. Die Schlucht ist wieder zugewachsen, doch man kann sich hindurchwinden. Noch einige tausend Schritte sind übriggeblieben. ..

Bykow setzt sich auf, zieht die gefühllosen Füße an. Die Kniehaut hat sich völlig abgeschabt, doch zum Glück ist kein Schmerz zu spüren.

„Dort vorn liegt unser Sumpf, Wolodja. Die paar Kilometer schaffen wir auch noch. Los!“

„Los!“ sagt Jurkowski.

„Vorwärts, also?“

„Vorwärts!“

Über dem Sumpf, in den trüben Nebeln, wogte ein Dschungel riesiger weißlicher Gewächse. Sie standen so dicht, daß man sich bisweilen zwischen ihren dicken glitschigen Stämmen nur mit Mühe hindurchzwängen konnte. Das Moor gluckste, schmatzte, versuchte die Menschen mit seinem nassen, schlammigen Maul einzusaugen.

Merkwürdig, sie fanden sofort die Stelle, wo vor einem Monat die „Chius“ niedergegangen war.

Doch die „Chius“ stand nicht mehr da. Sie sahen nur noch eine große mit rissigem „Asphalt“ bedeckte Lichtung, etwa sechzig Meter im Durchmesser. Aus den Rissen wuchsen dicht bei dicht fleischige milchig weiße Triebe . . .

Die „Chius“ siegt

Nachdem sich Michail Antonowitsch von seinen Kameraden verabschiedet hatte, stand er noch lange in der Schleusenkammer und schaute den im Nebel entschwindenden Lichtern des „Knaben“ nach. Dann wurde es ringsum dunkel, und er war allein.

Die Venusnacht verblich, und ein trüber Tag dämmerte herauf; das Dunkel ging in ein rosiges Zwielflicht über. Nach Wie vor wallte dichter Nebel über dem Sumpf. In schweren Wolken stieg er von der brodelnden Oberfläche des Schlammkraters auf, er hüllte das Raumschiff ein, wand sich um die gigantischen milchig weißen Gewächse, um gewaltige schmutziggraue Pilze, um zitternde fleischfressende Pflanzen und andere farblose, wunderliche Gebilde, deren Umrisse in der rötlichen Dämmerung immer wieder erschienen und schwanden, als wollten sie davonschwimmen und könnten es nicht. Zeitweilig verdichtete sich das Halbdunkel, Regen rauschte hernieder und übertönte das knurrende Glucksen heißer Quellen.

Michail Antonowitsch unterzog das ganze Raumschiff einer gründlichen Revision, wechselte einige Geräte aus, die bei der Landung Schaden erlitten hatten, und räumte sorgfältig die Kabinen der Kameraden auf.

In den ersten Tagen kam keine Verbindung mit dem „Knaben“ zustande. Vergeblich saß der Navigator stundenlang vor dem Funkgerät, drehte an den Knöpfen und rief immerfort ins Mikrophon: „Knabe', ‚Knabe'! Hier spricht die ‚Chius'! Antworten Sie. Warum melden Sie sich nicht? ‚Knabe', ‚Knabe', hier ‚Chius'! Bitte melden . . .“ .

Als endlich durch das Kreischen, Heulen und Knattern die ruhige, ausgeglichene Stimme Jermakows im Lautsprecher erklang, freute sich Michail Antonowitsch wie ein Kind. Der Kommandant teilte mit, daß der „Knabe“ das Ziel erreicht habe und daß die Kameraden wohlauf seien; die Golkoncla setze sich mit allen ihren satanischen Mitteln zur Wehr, trotzdem verliefen die Forschungsarbeiten erfolgreich. Die Geologen seien Tag und Nacht unterwegs, sie hätten bereits viel

wissenschaftliches Material gesammelt; Spizyn und Bykow hülften ihnen nach Kräften.

„Soso . . .“, sagte Michail Antonowitsch mit freudigem Kopfnicken. „Bestellen Sie ihnen einen schönen Gruß, Anateli Borissowitsch, grüßen Sie sie recht herzlich!“

Die Besatzung des „Knaben“ sei von der Forschungsarbeit so in Anspruch genommen, meldete Jermakow weiter, daß am häufigsten er selbst das Funkgerät bedienen werde. Er habe sich leicht den Fuß verletzt und könne deshalb den Wagen kaum verlassen.

„Oh weh!“ rief Michail Antonowitsch aufgeregt. „Wie ist das bloß passiert? Hoffentlich nichts Schlimmes? Bitte, seien Sie vorsichtig!“

Manchmal unterhielt sich der Navigator mit Bykow. Von ihm erfuhr er, daß es Bogdan noch niemals geglückt sei, sich während seines Wachdienstes mit der „Chius“ zu verbinden. Wie schade! Michail Antonowitsch bat, Spizyn besonders herzliche Grüße auszurichten. Er war Bogdan sehr zugetan. Kein Wunder — sie kannten sich bereits fünfzehn Jahre und waren gute Freunde.

Doch oft schwieg der „Knabe“, und aus dem Äther drang nur das Knattern der elektrischen Entladungen. Die Einsamkeit bedrückte Michail Antonowitsch. Er litt darunter, daß er nicht sprechen, lachen, streiten konnte. Sogar das Essen schmeckte ihm nicht — die Happen blieben im Halse stecken. Er versuchte zu arbeiten und zu lesen, aber die Gedanken an die Freunde und die Familie raubten ihm die Ruhe . . .

Die Unrast trieb ihn hinaus. Einmal, entgegen dem ausdrücklichen Verbot des Kommandanten, das Schiff ohne besonderen Grund zu verlassen, nahm er die Maschinenpistole und stieg aus der Luke in die brauenden Nebel. Über eine Stunde watete er durch den Schachtelhalmdschungel und sammelte interessante Muster der örtlichen Flora — Stengel der milchweißen Wasserpflanzen und phosphoreszierende Hüthen junger Pilze. Dann verlor er alles, auch die Maschinenpistole, als er im Moor einsank und, verzweifelt strampelnd, nach den glitschigen Stielen der Gewächse griff, um sich aus seiner bedrohlichen Lage zu befreien. Nachdem es ihm endlich

geglückt war, irrte er lange im Nebel umher, bis er das Raumschiff wiederfand. Danach gelobte er sich, seine Unterkunft nicht mehr zu verlassen und sich mit dem zufriedenzugeben, was er von der Schwelle der „Chius“ aus hören und sehen konnte.

Nachdem er vom Funkgerät zur Schleusenkammer eine Signalleitung gelegt hatte, um den Anruf der Freunde nicht zu verpassen, saß er stundenlang an der offenen Luke, hielt den Finger am Abzug der Maschinenpistole, horchte und beobachtete.

Und an neuen Eindrücken fehlte es nicht. Einmal tauchte fauchend und prustend etwas Großes, Ungefüges aus dem Moor auf und glotzte den vor Schreck erstarrten Navigator mit abscheulichen weißen Augäpfeln an. Als Michail Antonowitsch sich gefaßt hatte und nach der Waffe griff, war der unheimliche Gast bereits verschwunden. Gewaltige violette Engelschnecken krochen über die Panzerung des Raumschiffes, fielen herab und wühlten sich in den Schlamm. Eine fleischfressende Pflanze riß eine sich verzweifelt wehrende riesige Raupe in Stücke; aus dem Nebel drang ein abgehackter Schrei. Dann flog eine Kette haariger Knäuel vorbei — die Härchen wanden sich und zitterten, die Kette schien endlos. Michail Antonowitsch schloß die Luke und ging schlafen, ohne den Schwanz des Ungeheuers abgewartet zu haben.

Der „Asphalt“ rund um die „Chius“ war bald mit den weißlichen Wasserpflanzen überwuchert. Staunend sah der Navigator, wie sich der Ring des Dickicht[^] um ihn und das Schiff immer mehr verengte. Krachend barsten die Stämme der riesigen Pilze und schleuderten einen Hagel phosphoreszierender Sporen von sich. Vielleicht waren es auch keine Sporen. Jedenfalls sah Michail Antonowitsch, wie diesen faustgroßen Kugeln, sobald sie den Schlamm berührten, weiße Fäden entwuchsen. Bisweilen geisterten in dem schwülen Dämmern des venusianischen Tages grelle Irrlichter umher. Der Wind trug leuchtenden blauen Nebel heran, der in schemenhaften Wolken über dem Dickicht niederging.

Einmal brach ein Gewitter aus. Der Dschungel erstrahlte in zitterndem grünlichem Schein, ununterbrochen krachten

Donnerschläge. Zwischen den geknickten Stielen hüpfen feuersprühend blaue Kugelblitze umher. Es wurde unerträglich heiß, und plötzlich fegte ein glühender Windstoß heran. Die „Chius“ schwankte. Sich an die Lukenränder klammernd, sah Michail Antonowitsch mit Staunen, daß der Zeiger des Thermometers ungestüm auf die zweihundert zu lief. Eine Schlammwolke brandete gegen das Raumschiff und warf den Navigator zu Boden. Es dauerte lange, ehe er sich aus dem Schlamm herausgewühlt und wieder aufgerichtet hatte, und dann fehlte ihm die Kraft, die Luke zu schließen. Nach dem dritten oder vierten Versuch schleuderte ihn der schwere Deckel unter dem Druck des Windes wieder in den Schlamm, und er verlor das Bewußtsein. Eine halbe Stunde später — vielleicht war es auch eine Stunde — kam er wieder zu sich. Das Unwetter hatte ausgetobt. Die Schleusenammer war voller Schlamm. Um die „Chius“ herum türmten sich Berge faulender Sumpfpflanzen.

Am darauffolgenden Tage erfuhr Michail Antonowitsch von Dages Erkrankung. Er war tief erschüttert. Es schien ihm, als kündige sich damit eine Serie von Mißerfolgen an. Die Venus holte zum Schlag gegen die dreisten Erdenmenschen aus. Stunde um Stunde lag Michail Antonowitsch auf seiner Koje, den Blick starr gegen die Decke gerichtet. Die merkwürdigen Worte Tachmasibs, gesprochen im Fieberwahn, fielen ihm ein. Der Navigator fühlte sich krank. Kalte und heiße Schauer liefen ihm über den Rücken. Das Fieberthermometer zeigte neununddreißig — die Temperatur Dages. Er setzte sich auf und schob in völliger Ratlosigkeit unbewußt die Pfeife zwischen die Zähne. Was war das nur? Vielleicht hatte sich diese Krankheit auch schon in ihm eingenistet und wartete nur darauf, ihn abzuwürgen. Die Kameraden würden bei ihrgr Rückkehr ein ausgestorbenes Raumschiff vorfinden und es nicht einmal betreten können ... Er müßte die Außenluke offenhalten. Ja, aber wenn nun irgendein ekles Getier in die Schleusenammer eindrang? Er könnte es nicht einmal hinausbefördern .. .

Michail Antonowitsch seufzte und verfiel in Nachdenken. Dann stieg er — das erste Mal während dieser ganzen Zeit —

ins Wafl'enlager und überprüfte die Signalaraketen: die beiden halbmeterlangen mit einer dicken Fettschicht überzogenen Stahlzigarren sowie die dazugehörigen Abschlußvorrichtungen — schwere DreifüÙe mit einer aufrecht stehenden Stange. Die Montage der Anlage war denkbar einfach. Man brauchte die Rakete nur auf die Stange zu stecken, ein kleines Gerät am Stabilisator und die Steuerung einzuschalten — und der Abschuß konnte erfolgen. Der Navigator versuchte, eine der Raketen anzuheben, und es gelang ihm auch. Sie waren nicht allzu schwer. Blicke er nach dem ersten heftigen Anfall der Krankheit noch am Leben, würde er unbedingt die Raketen abschieÙen. Genau um zwanzig Uhr nach der Chiuszeit, wie er es mit Jermakow vereinbart hatte. Danach hieß es die Außenluke öffnen und warten — mochte kommen, was wollte. Michail Antonowitsch richtete die Dreibeine auf und setzte schwitzend die Raketen auf die Stangen. Dann betrachtete er sein Werk wohlgefällig, und es wurde ihm leichter zumute.

Am neunzehnten Tage nach der Abfahrt des „Knaben“ fühlte sich Michail Antonowitsch sehr schlecht. Eine menschliche Stimme weckte ihn. Schweißgebadet sprang er von der Koje und spähte in das Halbdunkel der Kabine, bis er endlich begriff, daß er im Schlaf gesprochen hatte und davon Aufgewacht war. Sein Kopf schmerzte, in den Fingerspitzen stach es wie mit tausend Nadeln. Unwiderstehlich zog es ihn ins Bett zurück. Er schlummerte wieder ein, und als er dann erwachte, nahm er das Thermometer und maß die Temperatur. Sie war normal.

Er zwang sich zum Aufstehen, wankte durch den Gang in den Steuerraum und setzte sich an das Funkgerät. Der „Knabe“ antwortete nicht.

„Ich muß an die Luft“, sagte Michail Antonowitsch laut zu sich selber. „Wer krank ist, muß an die Luft.“

Mit Mühe erreichte er die obere Schleusenkammer. Der Helm, der sonst kaum zu spüren war, drückte ihm die Schultern nieder. Keuchend öffnete er die Luke.

Der Nebel hatte sich aufgelöst. Der Himmel war finster, ringsum aber breitete sich, so weit das Auge reichte, eine schwach phosphoreszierende Ebene aus.

„Wüst und leer. . .“, flüsterte der Navigator.

Plötzlich erglühete der Horizont in blutrotem Schein. Der Schein kam näher, wuchs, verschlang die Finsternis. Michail Antonowitsch schrie auf und wich zurück. Er glaubte eine Sandwüste vor sich zu sehen, über der eine gewaltige Windhose stand — schwarz und furchterregend. Sekundenlang verharrte die Erscheinung, dann erbebt sie und verschwand. In der Ferne über dem Berggrat zuckte ein Blitz . . .

Und wieder erhellte sich der Himmel über dem Sumpf. Aus dem Leuchten traten die Umrisse eines gigantischen Felsenberges hervor. Sein Gipfel erstrahlte in blendendem Silberweiß. Schnee? Bei hundert Grad? dachte Michail Antonowitsch zweifelnd. An den Hängen des Berges standen reglos rotbraune Bäume mit ungewöhnlich flachen Kronen. Viele, viele Bäume — ganze Wälder! Es sah sehr schön aus . . .

Michail Antonowitsch schloß die Augen, und als er sie langsam öffnete, war es wieder finster und leer ringsum. Eine Fata Morgana? dachte er. Eine Fata Morgana oder eine Halluzination?

Ganz benommen torkelte er die Stiege zu den Wohnräumen hinunter. Danri wurde es in seinem Kopf ein wenig klarer. Eine Fata Morgana oder eine Halluzination? Er nahm die Filmkamera und kehrte in die Schleusenkammer zurück. Wieder schwebte die seltsame Erscheinung über dem Sumpf, und er filmte sie.

Sofort'entwickelte er den Film. Auf dem Streifen zeichneten sich deutlich die Baumkronen und der Felsenberg ab . . . Ja, die Fata Morganas der irdischen Wüsten ließen sich ebenfalls filmen. Also gab es nicht nur ekle Sumpfe und schwarze Wüsten auf diesem Planeten!

Michail Antonowitsch sank in den Sessel und starrte lange vor sich hin. Ein durchdringendes Klingeln ließ ihn zusammenschrecken: Die Kameraden! Er lief zum Funkgerät. Die ruhige Stimme Jermakows erklang aus dem Lautsprecher. Michail Antonowitschs Mutlosigkeit war wie weggeblasen. Nein, besser kein Wort von allen Widerwärtigkeiten und Aufregungen! Er fragte nach Bogdan. Was, er könne wieder nicht ans Funkgerät kommen? Das sei aber ein Pech! Na, nicht so schlimm,

bald würden sie sich ja' alle auf dem Landeplatz treffen... Der Plan für die weiteren Aktionen? Am besten ...

In diesem Augenblick erbebte der Boden unter seinen Füßen und begann sich langsam zu senken. Ein schrilles Pfeifen ertönte. Michail Antonowitsch mußte wohl einen Schreckenschrei ausgestoßen haben, denn Jermakow fragte ihn, was geschehen sei. Danach verschwand die Stimme des Kommandanten in einem ohrenbetäubenden Heulen und Knacken .. Michail Antonowitsch wollte sich von seinem Sitz erheben, doch der zweite Stoß warf ihn um. Im Fallen klammerte er sich haltsuchend an die Kante des Funkgerätes, und riß es mit sich herab. Etwas polterte und splitterte. Mühsam erhob sich der Navigator, doch da neigten sich die Wände. Mit den Händen in die Luft greifend, stürzte er von neuem und schlidderete auf dem Boden entlang, bis er mit dem Rücken gegen das kalte Metall des Steuerpults stieß ...

Die „Chius“ sank! Noch einige Sekunden, und sie würde sich auf die Seite legen, sich vielleicht sogar mit den Düsen nach oben drehen. Das war der Tod!

Mit großer Mühe gelang es Michail Antonowitsch, aufzustehen. Er erreichte das Hauptpult und legte die Hände auf die Hebel. Die bunte Lampenkette an den Geräten leuchtete auf ...

Der Sumpf erzitterte, die milchweißen Dschungel schwankten. Eine Dampfwolke schoß aus dem schwarzen Brei, der rings um das Schiff hervorquoll. Von einem grellen Schein umhüllt, donnernd und heulend, einem riesigen Gliederfüßer gleich, tauchte die fünfbeinige „Chius“ aus dem schmatzenden Morast, verharrte für den Bruchteil einer Sekunde über seiner Oberfläche und stieß dann in den finsternen Himmel empor, einen breiten Fladen qualmenden „Asphalts“ hinterlassend, von dessen Mitte nach allen Seiten gewundene Risse liefen.

„Knabe', ‚Knabe'! Hier ‚Chius'! Bitte melden. Hier ‚Chius'! ‚Knabe', ‚Knabe'! Hier ‚Chius'! Bitte melden!“

Michail Antonowitsch hörte eine Weile dem Heulen im Äther zu und schaltete dann das Funkgerät ab. Der „Knabe“ antwortete nicht. Er schwieg schon den fünften Tag.

Die „Chius“ stand mit ihren fünf Beinen fest auf steinigem Grund. Ein wunderbares Schiff! Nur die „Chius“ mit ihrer einfach zu bedienenden Steuerung, mit der großartigen Flugstabilität und den mächtigen Triebwerken konnte eine solche Leistung vollbringen: einen Sprung über die Felsen machen und trotz der ungestümen Winde sicher landen. Sie trug nicht den geringsten Schaden davon, obwohl der an sich erfahrene Pilot ziemlich verwirrt war. Nicht vergebens hatten Krajuchin und Hunderte anderer Wissenschaftler und Ingenieure all ihr Können, ihre reiche Erfahrung, ihre Schöpferkraft aufgewandt, um die Photonrakete zu bauen. Die „Chius“ war dort Siegerin geblieben, wo jede andere Rakete unweigerlich versagt hätte.

Die „Chius“ stand — aber wo? Der Navigator wußte es nicht. Übrigens, wozu brauchte er es auch zu wissen? Er wartete ja ohnehin nur darauf, zum neuen Landeplatz überwechseln zu können. Stundenlang saß er am Funkgerät und rief den „Knaben“. Doch der „Knabe“ meldete sich nicht.

Setzte die Funkverbindung nicht ein, so führen die Kameraden zum Sumpf. Aber dort würden sie die „Chius“ nicht vorfinden . . . Ihre Wasservorräte gingen sicherlich zur Neige. Also weshalb meldeten sie sich nicht? Oder hatte er ihre Signale überhört?

Ruhelos wanderte Michail Antonowitsch im Steuerraum umher und sann nach. Aus jeder Notlage gab es mindestens zwei Auswege, wie Dauge immer sagte. Zum Sumpf aufbrechen? Dort ein Zeichen setzen? Unsinn! Ein weiter beschwerlicher Weg, die „Chius“ ohne Aufsicht. Und wo war er überhaupt, der Sumpf? Wohin hätte er gehen sollen?

Michail Antonowitsch klatschte sich mit der Hand gegen die Stirn: Die beiden Raketen — wie hatte er das vergessen können! Punkt zwanzig Uhr nach der Chiuszeit!

Der Navigator stieg in die untere Schleusenkammer und öffnete die Luke. Ringsum herrschte schwarze Finsternis, heulte der Wind.

Besonders schwierig war es, die Raketen hinabzulassen. Es mußten zwei, unbedingt zwei sein! Ein Signal könne man leicht übersehen, hatte Jermakow gemeint.

Keuchend und wankend unter dem steifen Wind, schleppte Michail Antonowitsch die Raketen etwa hundert Meter von der „Chius“ weg und stellte sie auf. Um zwanzig Uhr schaltete er die Abschußanlage ein. Aus Sicherheitsgründen hätte er in die Schleusenkammer zurückkehren müssen, doch er fand die Hängeleiter nicht — sie war vom Wind zur Seite geweht worden. Halb bewußtlos vor Erschöpfung kauerte er sich hinter einer der dicken Reaktorsäulen nieder. Er sah und hörte nicht, wie die Signalaraketen eine nach der anderen in den Himmel stießen und hoch über den Wolken explodierten . . .

Als Michail Antonowitsch endlich wieder an Bord war, streifte er mühsam den Spezialanzug ab, torkelte in seine Kabine, und fiel auf die Kojen. Mehrere Stunden lag er im Dämmerzustand, dann erhob er sich, trank ohne Genuß einen Becher kalte Brühe und stieg in den Steuerraum. Erst dort bemerkte er mit einem Blick auf den großen Chronometer, daß seine Armbanduhr um zwölf Minuten nachging. Er hatte die Signalaraketen zwölf Minuten zu spät hochgeschickt. Jermakow konnte sie bemerkt und auch nicht bemerkt haben. . . Doch der Navigator hatte keine Kraft mehr, über die möglichen Folgen seines Irrtums nachzugrübeln. Jetzt blieb ihm nur noch eines — warten.

Plötzlich sprang Michail Antonowitsch auf. Nein, wie war er doch kopflos! An die andere Möglichkeit — die einfachere — hatte er nicht gedacht! Er brauchte doch nur die Funkortungsgeräte einzuschalten, und früher oder später würde Jermakow die Strahlen anpeilen und das Raumschiff finden.

Eilig beugte er sich über die Meteoritenschutzanlage, und als die Bildschirme aufleuchteten, summte er sogar ein Liedchen vor sich hin . . .

„Hier ‚Chius‘! Meine Wellenlänge . . .“

„‚Knabe‘, ‚Knabe‘! Hier ‚Chius‘! Meine Wellenlänge . . .“

Die Venusatmosphäre ist launisch: Nicht immer läßt sie die Impulse des Radars durch. Geduld, Geduld . . .

Was mochten die Männer auf dem „Ziolkowski“ gedacht haben, als sie die beiden Signale sahen? Sicher trauerten sie jetzt, und Machow bereitete die rettenden ferngelenkten Last-

räketen für den Start vor. Krajuchin saß zusammengesunken in seinem Arbeitszimmer. Der Traum seines Lebens war zerstört — die „Chius“ existierte nicht mehr. . . Ah nein, die „Chius“ war heil und unverseht, ein wunderbares Schiff!

„Knabe! ,Knabe! ,Knabe! Bitte melden! Bitte melden. . .“

Ein Tag nach dem andern verging. Der „Knabe“ kam nicht und meldete sich auch nicht.

Also mußte ein Unglück geschehen sein, also wartete er und quälte sich umsonst. . . Nein! Er war verpflichtet, zu warten. Unmöglich, daß die Kameraden nicht zurückkehrten!

„Knabe! ,Knabe! Meine Wellenlänge. . .“

Am neunten Tag überprüfte er den Radar, überprüfte den Nahrungsvorrat im Spezialanzug, nahm die Maschinenpistole und stieg aus. Blutrote Wolken jagten über den Himmel, der Boden war mit feinkörnigem rotbraunem Sand bedeckt. Etwas weiter weg wiegte sich ein Wald im Winde. Es waren die gleichen rotbraunen Bäume mit den flachen Kronen, die ihm die Luftspiegelung gezeigt hatte. Viele von ihnen schienen versengt, obwohl die „Chius“ mehr als einen halben Kilometer von dem Wald entfernt niedergegangen war.

Michail Antonowitsch schaute sich nach allen Seiten um, rückte den Gewehrgurt auf der Schulter zurecht, strich versonnen über die schlammverkrustete Oberfläche eines Reaktorringes und schritt auf den Wald zu. Er konnte nicht länger warten. Die Freunde waren umgekommen, das war klar, doch er würde nicht eher die „Chius“ starten, bis er ihre Leichen gefunden hatte.

Gleich als er den Wald betrat, stieß er auf drei Männer. Einer, groß und lang, schlängelte sich auf dem Bauch wie eine Natter und schleppte einen anderen, der ganz mit schmutzigen Lumpen umwunden war, auf seinem Rücken. Der dritte kroch hinterher. Um seinen Leib war ein Riemen geschlungen, das Riemenende verband ihn mit dem Vordermann. Atemlos vor Grauen und Freude sah Michail Antonowitsch, wie der Mann, der wie eine Natter vorauskroch, mit dem silbrigen Helm gegen einen Baum stieß, jedoch nicht liegenblieb — nein, er stöhnte nur und kroch um das Hindernis herum — hartnäckig, verbissen, immer weiter und weiter. . .

Michail Antonowitsch schrie auf und stürzte ihnen entgegen. Da erhob sich der vordere unerwartet schnell auf die Knie. In seinen Händen blitzte der Lauf einer Maschinenpistole.

„Wer da?“ keuchte er.

„Alexej!“ rief Michail Antonowitsch. Er fiel auf die Knie, umarmte die Gestalt im Siliketanzug und brach in Tränen aus ...

Unter seinem Schuh knisterte etwas. Er sah hin und zog unter seinem Fuß einen schmutzigen Fetzen Papier mit ausgefranst Rändern hervor. Darauf waren als schwarzer Fleck die Golkonda und als Ring der Sumpf eingezeichnet, außerdem fiel ein kleiner roter Kreis südöstlich des Schlammkraters ins Auge. Hätte Michail Antonowitsch seine eigenen Koordinaten gewußt, wäre ihm sofort die Erkenntnis gekommen, daß die „Chius“ innerhalb dieses Kreises stand. Anatoli Borissowitsch Jermakow, der Kommandant des besten Raumschiffes der Welt, irrte sich selten. Er hatte sich auch hier nur um einige Kilometer geirrt.

Als Bykow seinen Bericht beendet hatte, kamen Michail Antonowitsch wieder die Tränen.

„Freunde!“ sagte er schluchzend. „Bogdan, Jermakow ...“ Dicke Tränen rollten über sein rundes gutmütiges Gesicht, blieben in den Bartstoppeln hängen.

„Weine nicht... Michail...“, sagte Jurkowski mit stockender Stimme.

Er saß im Sessel neben dem geschlossenen mit einer Heilösung gefüllten Glaszylinder, in dem der nackte, von Wunden und Injektionen zerquälte Johannytisch lag und schlummerte.

Mit Tränen in den Augen schaute Michail Antonowitsch bald auf den Zylinder, bald in Jurkowskis kohlschwarzes Gesicht, bald auf Bykow, dessen obere Gesichtshälfte fast ganz von einer dunklen Schutzbrille verdeckt war.

„Weine nicht, Michail“, sagte Jurkowski abermals. „Am besten, du peilst noch einmal die Golkonda an ...“

Als das feine beharrliche "Tu-ut, tu-ut, tu-ut" den Steuerraum erfüllte nahm Bykow die Brille ab.

„Das sind die Funkfeuer“, flüsterte er und kniff die Augen zusammen. „Unsere Funkfeuer...“

„Tu—ut, tu—ut, tu—ut“, tönnten die Signale.

„Hättest du nach diesen Funkzeichen fliegen können, Michail?“ fragte Jurkowski leise; triumphierender Stolz leuchtete aus seinen eingefallenen Augen.

„Aber natürlich! Gewiß doch!“ Der Navigator rieb sich die Wangen, und die Tränen tropften unaufhaltsam vor ihm auf



das Steuerpult. „Jeder Neuling würde das fertigbringen. Aber setz dir doch die Brille auf, Alexej!“ rief er plötzlich mit gequälter Stimme. „Willst du denn ganz und gar erblinden?“

„Tu—ut, tu—ut, tu—ut“, tönte es im kosmischen Raum — über den in den Abgrund zurücksinkenden Wüsten und Sümpfen, über den blutroten Wolken, über den zerschmetterten Schiffen,

über dem verstümmelten „Knaben“, über Bogdans unbekanntem Grab, über dem ewig grollenden Rachen der Golkonda . . .

„Bis zum ‚Ziolkowski‘ sind es noch anderthalbtausend Kilometer“, sagte Michail Antonowitsch und wischte sich endlich die Tränen ab.

„Du darfst nicht weinen, Michail“, flüsterte Jurkowski. „Das Werk ist getan. . . Wir konnten nicht mehr tun. . . Doch der Weg ist jetzt offen. Und' wir sind zurückgekehrt. . . Alexej . . . und Grischa . . . und ich . . .“

Bykow setzte die Brille wieder auf.

„Tu—ut, tu—ut, tu—ut“, sangen die fernen Sender.

